

# INHALT

Epigonen / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	4
Herzog Carl, der Gründer des Carolinums <i>Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler</i> . . . . .	7
Wissenschaft und Ethik <i>Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig, Argentinien</i> . . . . .	17
Text und Erklärung zum Briefe Heinrich Schliemanns aus Paris vom 18. Februar 1869 <i>Prof. Dr. med. William G. Niederland, New York</i> . . . . .	19
Ein Brief Heinrich Schliemanns aus St. Petersburg vom 21. Oktober 1854 <i>Studienrat Ernst August Petrowsky †</i> . . . . .	21
Aus der „Antigone“ des Sophokles. — <i>Quinque variationes in laudem insulae</i> <i>Langeoog / Walter Sauter</i> . . . . .	23
Abend auf Raab / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	25
Dr. Bernhard Funk — ein Mecklenburger in der Südsee <i>Diplom-Historiker Bernd Funck</i> . . . . .	26
November / <i>Dr. Fritz Hagemann</i> . . . . .	40
Begegnung in Rom (2) / <i>Annalise Wagner</i> . . . . .	41
Der alte Student / <i>Worte und Weise v. G. H. Piehler. Satz von O. Miehler</i> . . . . .	48
Die Heilige Schrift / <i>Goede Gendrich</i> . . . . .	50
Die Luther-Rose . . . . .	59
Der Dichter des Schellmuffsky — ein Vorfahr Fritz Reuters <i>Bibliotheksoberrat Dr. Carl Meltz</i> . . . . .	60
Beiträge zum Neustrelitzer Theater (3) / <i>Annalise Wagner</i> . . . . .	62
Vorfrühling / <i>Dorothea Hardt</i> . . . . .	68
Konrad Eilers, Rostock / <i>Dr. Waldtraut Jacobs geb. Eilers</i> . . . . .	69
Über den Ursprung und die Geschichte Malchins (X). Malchin gegen Ende des 14. Jahrhunderts / <i>Dr. Ulrich Fischer</i> . . . . .	72
Neues aus der Sammlung Hannemann . . . . .	77
Das dynamische Telekolleg und seine bildungspolitische Bedeutung <i>Assessor Gerhard Malchow</i> . . . . .	78
Die Himmelsschaukel / <i>Dr. Gerhard Brose</i> . . . . .	81
Ein Brief von Thomas Mann . . . . .	83
Schlafender Pan / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	83
Cimbrische Impressionen / <i>Apotheker Christian A. Bourjau</i> . . . . .	84
Ontologie / <i>H. D. Schäfer</i> . . . . .	88
Der Kriegsgefangene / <i>Gerhard Brose</i> . . . . .	88
Tiere auf einem Havelsee in Mecklenburg belauscht / <i>Herbert Klitzing</i> . . . . .	89
Bei Husor kündigt / <i>J. Maass</i> . . . . .	90
Zur Entwicklung des Realgymnasiums von 1825—1925 . . . . .	91
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. Dr. med. h. c. Hermann Thoms <i>Dr. Erich Kassau</i> . . . . .	92
Bannenbrück (1) (Plattdütsch literarisch? Worüm hüt noch Plattdütsch?) <i>Regierungsrat i. R. Carl Risch</i> . . . . .	93
Bücher und Buchbesprechungen . . . . .	99
Studienrat Walter Heinrichs † / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	101
Prof. Dr. Friedrich Scheven 80 Jahre / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	102
Studienrat Ernst Rosenhainer † / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	103
Zu unseren Texten und Bildern . . . . .	104
Verschiedenes . . . . .	106
Zwei Gedichte / <i>Meinhild Voth-Horstmann</i> . . . . .	107





*Carl, Herzog zu Mecklenburg*

## Epigonen

Epigonen sind wir. –  
Wer ist nicht Epigone?  
Müssen wir deshalb  
geringer sein?  
Wenn du nur dein bist,  
mag es dir taugen,  
bildest das Wort du,  
formst du den Stein.

Alle stehn wir  
auf deren Schultern,  
die vor uns zogen  
zum Hades hinab.  
Seien wir ganz,  
was wir geworden,  
fällt auch die Rose  
auf unser Grab.

G. H. Piehler (1956)

# Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



1795 – 1970  
CAROLINUM

---

36. Jg. - Nr. 56/57

Göttingen

Herbst 1970

**Alle Rechte vorbehalten**

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten  
Einzelheft 12,- DM

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler

Göttingen, Guldenhagen 19

Schriftleitung: G. H. Piehler, Göttingen; Dr. W. Lehmbecker, Kiel  
Dr. C. Meltz, Karlsruhe

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten  
Gebrüder Wurm KG, Göttingen

## Herzog Carl (1794-1816)

Der Gründer des Carolinums

Von Gustav H. Piehler

Es ist nicht beabsichtigt, in dem kleinen Rahmen, der uns zur Verfügung steht, die Persönlichkeit Herzog Carls, dieses Fürsten und echten deutschen Mannes, eingehend darzustellen. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die unten genannten Quellen, insbesondere auf das 1958 erschienene Heft des „Carolinum“ Nr. 25/26, S. 10–30. Aber wir wollen doch das, was Herzog Carl für uns und die Mecklenburger getan hat, würdigen.

Herzog Carl wurde am 10. Oktober 1741 als Sohn des „Prinzen von Mirow“ (Carl Ludwig Friedrich) geboren, der für seine Söhne als Prinzenerzieher den späteren Hofmarschall und Minister von Zesterfleth, eine hervorragende Persönlichkeit, berief. Dieser erzog die Söhne, besonders die mutmaßlichen Thronerben Adolf Friedrich und Carl, so, daß sie unbedingt in der Lage waren, den Thron zu übernehmen. Mit 17 Jahren bezog Carl die Universität Genf, unternahm eine Bildungsreise nach Italien und setzte sich mit den geistigen Strömungen seiner Zeit auseinander. Es war nur natürlich, daß der Prinz seine Schwester Charlotte, die Königin von England, besuchte und so auch, neben der französischen und italienischen, vor allem die englische Sprache erlernte und beherrschte.

Mit 15 Jahren trat er in die Kgl. Armee in Hannover ein, tat sich in Krieg und Frieden als Soldat hervor und wurde daher — nicht nur als Prinz — schnell befördert und 1763 schon zum Generalleutnant ernannt. Der uns schon aus dem „Carolinum“ bekannte englische Gelehrte Thomas Nugent lernte auf seiner Reise durch Mecklenburg auch den prinzlichen Hof in Mirow und dort auch den späteren Herzog Carl kennen und schildert ihn in seinem bekannten Werk „Travels through Germany“. Wir heben daraus hervor, daß der Prinz Carl von mittlerer Statur, schön gewachsen und von starker Konstitution ist. Er besitzt Verstand und vorzügliche Würde. „Er wird nicht nur wegen seines gerechten und edlen Charakters, sondern auch wegen seiner Freimütigkeit von jedermann geschätzt, durch die sich alle seine Reden und Handlungen auszeichnen.“ Diese Eigenschaften sind es, die den Stifter des Carolinums in allen seinen Taten und Anordnungen auszeichnen. 1794 übernimmt er die Regierung von Mecklenburg-Strelitz. Schon ein Jahr später begründet Herzog Carl durch die

### *Stiftungsurkunde vom 12. April 1795*

die neue Oberschule, Interimsschule genannt, weil er sie von vornherein für den Ausbau zu einer vollen Gelehrtenschule vorgesehen hat. Eine Oberschule hatte schon längere Zeit in Neustrelitz bestanden, aber sie reichte nach den uns vorliegenden kurzen Berichten in keiner Weise aus. Das Einzige, was Herzog Carl von ihr übernahm, war das am Markt gelegene Gebäude. Er setzte sofort einen neuen Rektor ein in der Person des Kandidaten der Theologie Joh. Chr. Karl Visbeck aus der Altmark (1795–1809), der alsbald einen zweiten Lehrer in der Person des Kandidaten der Theologie Friedrich Horn (1795–1806) hinzuzog. Beide Lehrer, die nun nicht mehr, wie es früher der Fall war, gleichzeitig Pfarrerdienste taten, bezogen die Rektorwohnung im alten Schulhaus, das heute noch am Markt steht, und wurden am 24. April 1795 von dem Konsistorialrat Zander „dem Publikum vorgestellt“. 1798 kam als dritter Lehrer der Theologie und Pagenhofmeister Gerling hinzu. Gleichzeitig traten

der Hofmusikus Preisler als französischer Sprachlehrer und der Hofdekorateur Ruschewey als Zeichenmeister ein. 1803 wurde Césaire Pierre Villatte, der Vater des durch sein französisches Lexikon berühmt gewordenen Césaire Villatte, berufen. Vater und Sohn dienten dem Carolinum von 1803—1838 bzw. von 1838—1883 als Lehrer der französischen Sprache.

Schon nach kurzer Zeit reichte das alte Schulhaus nicht mehr aus, und Herzog Carl faßte daher den Entschluß, ein neues, allen Anforderungen eines Gymnasiums gerecht werdendes Gebäude aufzuführen. Aber da sein Vorgänger ihm in finanzieller Hinsicht ziemlich zerrüttete Verhältnisse hinterlassen hatte, mußte er die Ausführung dieses Planes bis auf das Jahr 1803 verschieben. Am 9. Juni 1803 fand die feierliche Grundsteinlegung durch den Herzog statt. Mit Pauken und Trompeten werden die Fürstlichkeiten empfangen und steigt der Herzog in das Fundament, um zu den Versammelten zu sprechen.

1804 zogen bereits die Schüler von Kamptz und von Klitzing von der Oberschule auf die Universität Jena, 1805 Ludwig Corty nach Halle. Schüler, die studieren wollten, erhielten von 1798 ab gesonderten Unterricht in der griechischen Sprache. Der Landesherr nahm regelmäßig an den öffentlichen Prüfungen teil. Das „Schullocal“ war so beengt, daß Väter der Schüler und Bürger der Stadt bei solchen Gelegenheiten zum Teil vor der Tür stehen mußten. Vierzehn Tage vor Weihnachten des Jahres 1805 siedelte die Oberschule schon in das völlig unfertige neue Gebäude über. —

Herzog Carl besaß neben seinen Gaben als Militär und seiner Aufgeschlossenheit für Kunst und Kultur einen weiten Blick als Wirtschaftsführer und Politiker. Mit ihm hatte ein Mann den Thron bestiegen, der die Verwaltung vieler Staaten kannte. Sofort nach seinem Regierungsantritt nahm er wichtige Reformen und eine gründliche Neuordnung der Verwaltung vor. So erkannte er auch den Wert der am 2. März 1797 in Neubrandenburg gegründeten „Mecklenburgischen-Hagel-Assekuranz“, der ältesten in Europa, und genehmigte am 19. 7. 1800 mit einigen Abänderungen die Gründungsvereinbarung.<sup>1)</sup> — Als weitsichtiger Politiker versuchte Carl durch seine Tochter Luise, die Königin von Preußen, auf den König dahin einzuwirken, daß dieser sich nicht von Napoleon dupieren lassen und dessen Versicherungen nicht trauen solle. Carl hatte eine klare Einsicht in das politische Getriebe. Am 16. März 1813 forderte er den König von Preußen auf, „für die Sache Deutschlands“ die Waffen zu ergreifen. „Endzweck des Freiheitskampfes war für die Strelitzer Fürsten und für den Strelitzer Staatsminister von Oertzen die Errichtung eines einheitlichen deutschen Reiches mit dem König von Preußen als deutschem Kaiser! Erbprinz Georg schlug im Interesse der Begründung eines dauerhaften deutschen Einheitsstaates sogar vor, daß Deutschlands Fürsten auf ihre Fürstenwürde verzichten sollten!“ (Steinmann).

Von gleichem Geist war auch der von August von Oertzen verfaßte Aufruf vom 30. März erfüllt, der folgende Anrede Carls trägt: „Mecklenburger, deutsche Männer!“ Mit diesem Aufruf war eine bindende Verpflichtung für Fürst und Volksgemeinschaft bekundet. Der Herzog opferte sein ganzes Tafelsilber für die Ausrüstung „vaterländischer“ Krieger. Epochenmachend war die Tatsache, daß das aufzustellende Regiment nicht den Namen Herzoglich Mecklenburg-Strelitzsches

---

<sup>1)</sup> Diese „Mecklbg. Hagel- und Feuerversicherungs-Gesellschaft“ wurde übrigens vor 1945 von unserem Caroliner Dr. Hermann Stech in Neubrandenburg geleitet und gleich nach dem Einmarsch der fremden Truppen von ihm nach Hannover verlegt, wo sie heute noch unter seiner Direktion in voller Blüte steht.

Von Gottes Gnaden  
**C a r l,**  
Herzog zu Mecklenburg, Fürst  
zu Wenden, Schwerin und Rostock,  
auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock  
und Stargard Herr ic. ic.

**W**ir haben Uns mit Unsers Herrn Vetter's,  
des regierenden Herrn Herzogs von Mecklenburg-  
Schwerin Liebden über die Einführung einer Co-  
carde für alle Mecklenburger vereinigt, und verord-  
nen dem zu Folge, wie nachstehet:

- 1) Ein jeder geborner oder nationalisirter Meck-  
lenburger, oder wer sich in Unsern Landen  
häuslich niedergelassen, ohne Unterschied des  
Standes und Gewerbes, trägt die Mecklen-  
burgische Cocarde am Hute, sobald er das  
neunzehnte Jahr seines Alters zurückgelegt  
hat.

hat. Denen, welche jünger sind, als 19 Jahre, wird die Anlegung der Cocarde nicht gestattet.

- 2) Wer einer schlechten oder entehrenden Handlung gerichtlich überwiesen ist, darf die Cocarde nicht anlegen, und wer künftig einer solchen Handlung gerichtlich überwiesen wird, geht des Rechtes sie zu tragen verlustig, denn die Cocarde ist ein ehrendes Abzeichen. Die Obrigkeiten haben hierauf mit Nachdruck zu halten, und denjenigen ernstlich zu bestrafen, der wiederholentlich sich anmaßen sollte, was ihm hiernach nicht zusteht.
- 3) Die Cocarde ist mit den Mecklenburgischen Farben, blau, roth, und goldgelb in der Größe und in Ansehung der Farben, wie der hiebei gefügte Abdruck es nachweist.

So wie ein Jeglicher hiernach auch durch ein äußeres Zeichen darthut, daß er zur vaterländischen, mithin zur deutschen Sache sich bekennet; so hat der Berechtigte, welcher die Anlegung der Cocarde versäumt, es sich selbst beizumessen, wenn er als ein

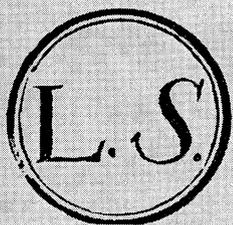
Fremder

Fremder betrachtet, und unter Umständen wohl gar  
als verdächtig behandelt wird.

Wornach also Jedermänniglich sich zu richten hat.

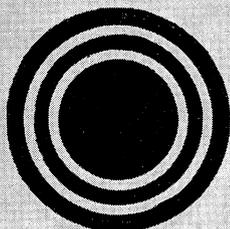
Urkundlich unter Unserer eigenhändigen Unter-  
schrift, und beigedrucktem Herzoglichen Insiegel.

Datum Neustrelitz den 2ten April 1813.



Carl,  
H. zu Mecklenburg.

v. Dergen.



Was hier schwarz ist, wird dunkelblau: nen der  
beiden weißen Ringen wird der innwendige roth  
und der außwendige goldgelb.

Husarenregiment erhielt, sondern die Bezeichnung „Vaterländisches Husarenregiment“, wobei mit dem „Vaterland“ nicht Mecklenburg-Strelitz gemeint war, sondern das deutsche Vaterland. Neben der mecklenburgischen Kokarde trugen die Husaren die preußische, und Staatsminister von Oertzen sprach die Erwartung aus, sie möge in eine deutsche Kokarde verwandelt werden. — Der Führer der Husaren, Oberstleutnant von Warburg, war ein geborener Mecklenburg-Strelitzer. Steinmann schließt seine Ausführungen „Zum 30. März 1813“ im „Carolinum“, Heft 38, 1963, mit den Worten:

„Der Aufruf Herzog Carls vom 30. März 1813, seine Vorgeschichte und seine Auswirkungen, sind die Höhepunkte einer heroischen Epoche in der 700jährigen Geschichte unseres Heimatlandes!“

Überschauen wir nun die Persönlichkeit und das Leben von Herzog Carl, dann müssen wir sagen, daß seine Gestalt einmalig ist. Ein Fürst ersteht vor uns, der nicht nur hohe Körper- und Geistesgaben besitzt, sondern auch einen so vornehmen Charakter, wie wir ihn selten einmal antreffen. Er war das Vorbild des edlen Menschen für sein Land und für sein Volk, er strebte für alle nach Recht und Freiheit, er wollte insbesondere den einfachen Menschen, der auf dem Lande zum Teil noch in der Leibeigenschaft lebte, zu einem freien Mann machen, daher seine durchgreifenden Maßnahmen in der Agrarverwaltung, daher seine Versuche, selbst auf dem Lande die Kinder wenigstens in die elementaren Gebiete des Lesens und Schreibens einzuführen. Unter ihm entsteht in Mecklenburg-Strelitz das erste Seminar für Volksschullehrer, das Mecklenburgisch-Strelitzsche Distriktshusaren-Korps, und eine Säuberung seines Landes von Bettlern und Vagabunden wird durchgeführt. Bei aller Sparsamkeit, die er im Interesse seines Landes in den ersten Jahren seiner Regierung walten lassen mußte, trat doch die Kunst, Theater und Konzert nicht in den Hintergrund.

Und nun möge der sozusagen lebendige Beweis des Wesens von Herzog Carl hervortreten: Die Namen der ersten 49 Schüler auf der von ihm errichteten Oberschule, die bis zum fertigen Ausbau der Gelehrtenschule auch die Bezeichnung Interimschule trug. Da sehen wir den Sohn des Kammerpräsidenten und anderer adliger Geschlechter einträchtig neben dem Sohn des Tischlers, des Gärtners und des Regierungs-Pedells sitzen. Das war die Vorstellung von einer Volksgemeinschaft, wie sie in dem Herzen des Fürsten wohnte.

---

Über dem Portal des Schulgebäudes stand auf erzener Platte mit Goldbuchstaben die charakteristische Inschrift:

Der sittlichen und wissenschaftlichen Bildung der Jugend  
von Carl, Herzog zu Mecklenburg.  
Im Jahre 1806.

---

#### **Die Namen derjenigen Schüler, die im 1. Jahre, 1795, unsere Schule besucht haben**

1. Adolf Friedrich Heinrich Schröder, Sohn des hier verstorbenen Cammer-Secretair Schröders.
2. Christoph Voß, Sohn eines hiesigen Krämers.
3. Samuel Friedrich Barnewitz, 1te Sohn des hiesigen Postmeisters.

# PUBLICANDUM.

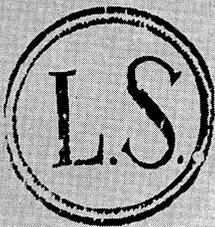
Von Gottes Gnaden Carl, Herzog  
zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Schwerin und  
Rakeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Rostock  
und Stargard Herr ic. ic.

Die neuesten Ereignisse in Frankreich rufen wiederum die größten Mächte Europas und ganz Deutschland zu den Waffen. Auch Wir sind zur Theilnahme an diesem Kampfe verpflichtet, von dessen Ausgange die Erhaltung der glorreich erkämpften Freiheit, die Sicherheit des Eigenthums, das Glück und die Ruhe aller Einzelnen abhängt. Es gilt aufs neue große Opfer freudig zu bringen!

Unserer Verpflichtung aufs schnellste und mit Unfern besten Kräften nachzukommen, wollen Wir das bewährte vaterländische Husaren-Regiment wiederum ins Feld stellen.

Zur Ergänzung desselben fordern Wir Euch junge Männer Unfers Landes auf, freiwillig in das Regiment einzutreten, so mit Euch anzueignen den Namen, welchen Tapferkeit und Mannszucht ihm rühmlich erworben, Euch zu gewinnen gleichen Dank, gleiche Achtung des Vaterlandes. Nur für die Dauer des bevorstehenden Krieges nimmt das Vaterland — Wir versprechen es feierlich — die Dienste Aller, Eurer der neu eintretenden, wie der älteren freiwillig bleibenden, in Anspruch.

Wer hiernach sich berufen fühlt und Zeugnisse seines Wohlverhaltens aufzuweisen hat, kann sich sofort bey dem Chef des Regiments, dem Obristen von Warburg zur Annahme melden. Datum Neustrelitz den 15ten April 1815.



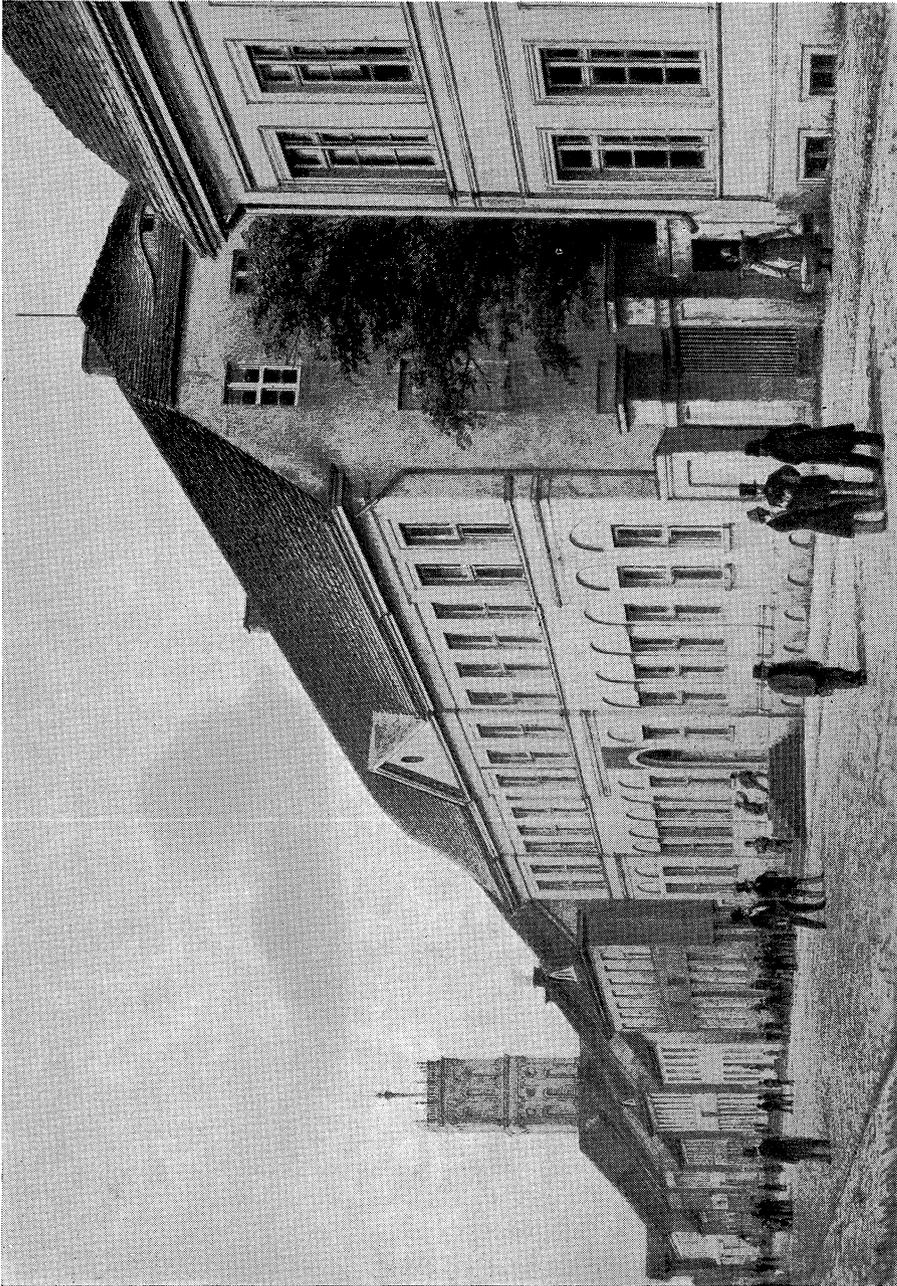
Carl,  
H. zu Mecklenburg.

v. Pens.

4. Wilh. Theodor B e u t h , Sohn eines hiesigen Bauschreibers.
5. Ernst von S c h e v e , 3ter Sohn des hiesigen Cammer-Praesidenten.
6. Friedrich von S c h e v e , 1ter Sohn des hiesigen Cammer-Praesidenten.
7. Theodor von S c h e v e , 2ter Sohn des hiesigen Cammer-Praesidenten.
8. Friedrich Wilhelm G e r l i n g , Sohn des hier verstorbenen Consistorialraths.
9. Johann August Wilh. S i e m e r s , Sohn des hier verstorbenen Oberförsters.
10. Friedrich Carl Gottlieb M o l l , Sohn eines hiesigen Herzogl. Cammerdieners
11. August Friedrich Theodor S c h r o e d e r , Sohn eines hiesigen Cammer-Schreibers.
12. Heinrich Ludw. K n u h t , Sohn eines hiesigen Landrentmeisters.
13. Johann Friedrich S t e i n g r ü b e r , Sohn eines hiesigen Herzogl. Gärtners.
14. Ludwigh Karl W a g n e r , Sohn eines hiesigen Chirurges.
15. Johann Friedrich S c h a r e n b e r g , Sohn eines hier verstorbenen Glasermeisters.
16. Ludwigh Friedrich Theodor M ü l l e r , Sohn eines hiesigen, nachher nach Fürstenberg versetzten Einnehmers.
17. Samuel Ludwigh Friedrich B a r n e w i t z , 2ter Sohn des hiesigen Postmeisters.
18. Friedrich Heinrich S a n d m a n n , Sohn eines hiesigen Schneiders.
19. Carl Christoph Werner C h r i s t l i e b , Sohn eines hiesigen Hofbäckers.
20. Adolph Christian Theodor C h r i s t l i e b , 2ter Sohn.
21. Johannes Heinrich Albert B l a n k , Sohn des Herzogl. Stallmeisters.
22. Johannes Georg S c h m u t z l e r , Sohn des hiesigen Maurermeisters.
23. Stephan Ludwigh D r a e s e c k e , sein Vater Forst-Ingenieur, 1ter Sohn.
24. Johannes Christian Theodor D r a e s e c k e , 2ter Sohn.
25. Johannes Friedrich Daniel M o l l , 2ter Sohn des Cammerdieners.
26. Adolph Christian Martin M o l l , 3ter Sohn.
27. Carl Ludwigh J u n g k l a s , Sohn des hiesigen Hofchirurges.
28. Joh. Carl Fried. E r i c h , Sohn eines hiesigen Baumeisters.
29. Joh. Wilhelm F i s c h e r , 1ter Sohn eines hiesigen Goldschmiedts.
30. Joh. Paul F i s c h e r , 2ter Sohn.
31. Adolph Albert Theodor H ö l z , Sohn eines ehemaligen Barbiers hierselbst.
32. Ludw. Heinr. Albert S t r ü b i n g , Sohn des hiesigen Canzleyrats.
33. Georg Friedrich Wilh. S t r ü b i n g , 1ter Sohn eines hiesigen Kaufmannes.
34. Carl Friedrich Ludw. S p a r c h u t z , 1ter Sohn des hiesigen Herzogl. Silberdieners.
35. Joh. Friedr. H a h n , 1ter Sohn des hiesigen Drechslers.
36. Adolph Christian Sim. W a e s e , Sohn eines hiesigen Tischlers.
37. Heinr. Fried. Adolph C o r t y , 2ter Sohn eines hies. verstorbenen Kaufmanns.
38. Fr. Wilh. Andreas C o r t y , 3ter Sohn.
39. Carl Ludw. C o r t y , 4ter Sohn.
40. Joh. Adolph D i e s t l o w , Sohn eines hiesigen Schusters.
41. Carl Heinr. Christ. G o e r t s c h , Sohn eines hiesigen Schneiders.
42. Otto Ludw. Fried. E b e c k e , Sohn des hies. Reg.-Pedells.
43. Joh. Carl Theodor E g g e r s , Sohn des hies. Cammer-Raths.
44. August Christoph v. M a l t z a h n aus Malchin.
45. v. Z ü l o w , Sohn eines Landedelmanns zu kleinen Hell im Schwerinschen.
46. Barthold Johann v. B ü l o w , aus Neu-Stadt im Schwerinschen.
47. Carl Friedr. D e t t l o f f v. H o l s t e i n , Sohn des Assessors in Güstrow.
48. Ludw. Heinrich Theodor F u n k , 2ter Sohn eines hies. Advocaten.
49. Joh. Mart. K e i t e l , Sohn eines Försters zu Zechow.

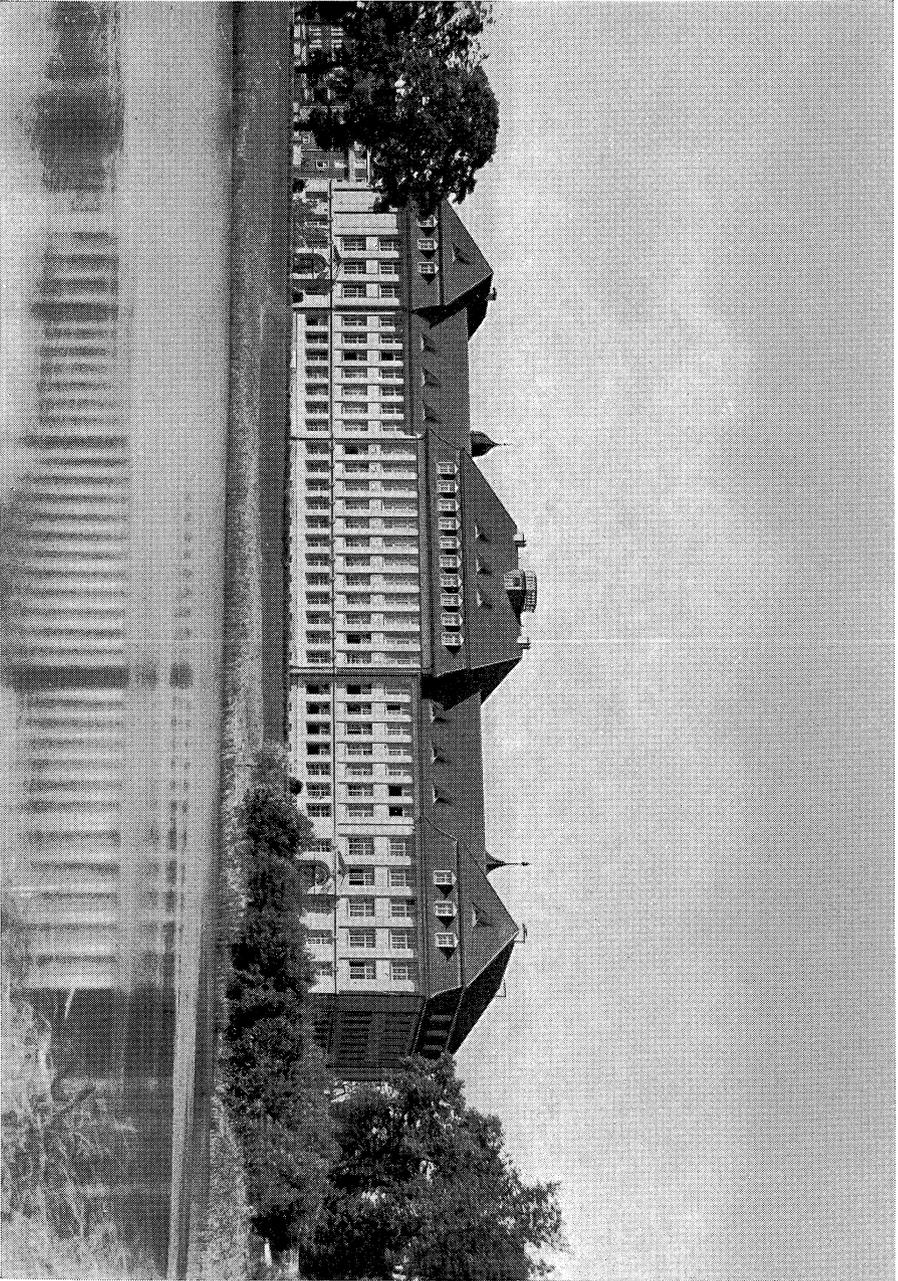
#### Literatur

- Staatsarchivrat Dr. Ernst August Endler, Die Geschichte des Landes Mecklenburg-Strelitz (1701—1933) Richard Hermes Verlag Hamburg, 1935.
- Allgemeine Deutsche Biographie, Herzog Carl von Mecklenburg-Strelitz.
- Caroliner Zeitung Nr. 2, Neustrelitz, 1935. S. 1—5, Oberstudiendirektor Pehler, 140 Jahre Carolinum.
- Caroliner Zeitung Nr. 19/20, 1956, Gustav H. Pehler, Geschichte des Carolinum-Neustrelitz, S. 5—35.
- Carolinum Nr. 25/26, Göttingen 1958, Paul Kühl, Auf den Spuren unseres Gründers, des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, S. 10—30.
- Carolinum Nr. 38, Göttingen, Paul Steinmann, S. 3—36. Zum 30. März 1813 und Chronik. Ein Aufruf des Herzogs Carl zum Eintritt von Freiwilligen in das Husarenregiment und in das Jägercorps auf S. 23ff.



Zeichnung von W. Riefstahl

*Altes Carolinum*



Baumeister Ministerialrat Schondort

*Neues Carolinum*

# Wissenschaft und Ethik

Von Hermann Brunswig

Die technische Beherrschung der Naturvorgänge ist zwar Nachweis und Fortsetzung unseres Wissens, muß aber stets nur Werkzeug unseres Gewissens bleiben.“

Wilhelm Szilasi: „Philosophie und Naturwissenschaft“

Wissenschaft ist heute zur Grundlage unseres Lebens, ja unseres gesamten Lebensverständnisses geworden. Insbesondere die Naturwissenschaft, zur Zeit fast als maßgebende angesehen, bestimmt mit der technischen Anwendung ihrer Ergebnisse geradezu unser Schicksal. Hat sie doch all unser Denken und Führen, ja unser ganzes Dasein völlig gewandelt und uns damit vor die zentrale Frage gestellt nach der Beziehung zwischen Wissenschaft und Ethik, die Frage, die ja das Problem aller Wissenschaft von heute begreift. Denn die Wissenschaft ist in einem entscheidenden Maße eine Gefahr für den Menschen geworden, eine Macht, die die Menschheit selber bedroht, ja sie völlig vernichten kann. So steht die Wissenschaft heute vor der Gretchenfrage der Verantwortung: „Hat mein Wissen noch mit dem Gewissen zu tun?“, eine Frage, die an die Forscher selber zu stellen wäre. Die schillernde Ambivalenz aller biochemischen Versuche in der modernen Biologie mit ihren humangenetischen Experimenten, ihren Planungs- und Steuerungsmöglichkeiten stellt das „Humanum“, stellt das, was der Mensch sei, vor ganz neue, schlechthin erschreckende Perspektiven. Gerade von dieser Seite her drohen unermeßliche Gefahren, denen sich die Menschheit angesichts einer völlig unabsehbaren Forschung ausgeliefert sieht. Eine eugenische Ingenieurtechnik und Chromosomen-Chirurgie stürzt sich auf das Operationsfeld der Zukunft mit dem bestürzenden Vorhaben, das menschliche Protoplasma radikal umzuformen, um den „neuen“ Menschen von Grund aus zu gestalten. Fragt sich nur, nach welchem Modell?

Und so entsteht denn der Zweifel: „Kann und darf die Wissenschaft alles Machbare machen? Kann und darf der Forscher jede Verantwortung für die Ergebnisse seiner Forschung und deren Anwendung ablehnen?“ Unum, Bonum, Verum — das Eine, das Gute, das Wahre war noch für Goethe der maßgebende Kompaß, nach welchem sich die Menschheit beim Suchen ihres Weges durch die Jahrhunderte richtete. Wissenschaftliche Forschung bleibt nur sinnvoll, solange sie den Menschen, das Menschliche nicht verantwortungslos ausklammert. Ohne ethische Wertung gibt es keine sinnbestimmte Wissenschaft, oder mit anderen Worten — keine Wissenschaft ist denkbar ohne Rückgriff auf das Metaphysische, Transzendente, Religiöse. Wie es schon Ferdinand Sauerbruch forderte: „Die Wissenschaften, insbesondere die Medizin, haben die Fäden zu suchen, die sie mit einer übergeordneten Weltanschauung verbinden, eine Aufgabe, die höher zu werten ist als jede noch so bedeutende Fachleistung“.

Wir alle wissen, in welchem fundamentalem Umbruch heute alle Sinn- und Werttafeln der gesamten Menschheit, nicht nur des Abendlandes, stehen. Nur, was wissenschaftlich erwiesen, nicht, was geglaubt wird, steht noch in Geltung. Gewiß, das Selbstverständnis des Menschen hat sich durch die Wissenschaft in einem grandiosen Umkreis erweitert. Aber trotzdem — oder gerade deswegen? — hat noch keine Zeit vor uns sich vor den letzten Fragen des Daseins so verzweifelt und so verloren gefühlt wie die unsrige. Hier stehen wir an der Schwelle unseres Problems, stehen vor der Frage nach dem Zusammenhange von Wissenschaft und menschlicher Existenz.

Stehen vor allem aber auch vor der Erkenntnis, daß die Übertragung naturwissenschaftlicher Denkmethoden auf die existenzielle Fragestellung des Menschen, auf das geisteswissenschaftliche Denken nicht möglich ist. Denn der Mensch ist ja noch immer mehr als bloß Stoff, meßbar nach Zahl und Gewicht. Die Hypertrophie des Intellekts hat unsere Welt so arm gemacht, weil die wahren Probleme des Daseins eben nicht Probleme des Denkens, sondern Probleme des Glaubens sind, des Glaubens an den Menschen als Menschen und nicht als Roboter.

Die sich allmählich immer mehr erweiternde Kluft zwischen Natur- und Geisteswissenschaften hat nahezu alle Sinn- und Wertbestimmungen des menschlichen Daseins verschlungen, hat die Frage nach dem Wesen und dem Wesentlichen des Menschen in die Tiefe sinken lassen. Daher die Unruhe, das große Unbehagen, das heute die ganze Welt, insbesondere die Jugend erfaßt hat mit ihrem revolutionären Ausbruch gegen alles, was ihr fragwürdig wurde. Diese weltweite Unruhe der Jugend entspricht nicht nur, wie man glaubt, der Auflehnung gegen eine überholte Gesellschaftsform und die Unechtheit ihres etablierten Lebensstils, — der Urquell all dieser Unruhe ist die bedrückende Erfahrung einer inneren menschlichen Leere, eines seelischen Vakuums. Die solange, zu lange totgeschwiegene Frage nach dem Sinn aller wissenschaftlichen Forschung und Lehre ist dieser Jugend plötzlich verwirrend aufgegangen. Darum verlangt sie so stürmisch und ungestüm nach einer befriedigenden Antwort, die ihr allerdings „reine Fachidioten“ nicht zu geben vermögen.

Unsere Zeit lebt aus dem überheblichen Bewußtsein von der Vollkommenheit ihrer technischen Mittel wie zugleich aus der völligen Ziellosigkeit ihres Weges mit der stets offenen Frage — Wohin eigentlich? Nicht Planungen und Organisationen der Wissenschaft können den zukünftigen Wettlauf bestimmen, sondern allein Gesinnung und Bestimmung über Maß und Wert allen Wissens. Die philosophische Frage nach den letzten Gründen und Bedingungen des menschlichen Daseins ist wieder einmal notwendig geworden. Das gilt nicht nur für die Physik, die uns ja bereits die Atombombe beschert hat, sondern für alle Naturwissenschaften, in Sonderheit für die Medizin und die Biologie, die beide die Grenzen, die „das Unerforschliche“ setzte (Goethe), ohne Ehrfurcht dreist zu überschreiten sich anschicken. Sachdenken ohne Sinndenken reicht nicht aus, das Gewissen muß beschworen werden, um zu den letzten Zusammenhängen des menschlichen Daseins vorzudringen. Sollen Weltraumingenieure, Sozialtechniker und Kulturosoziologen uns vorerzählen, wo die Wertziele liegen, die uns sinnvolles Dasein verbürgen? Was heute so hoch im Kurs steht, ist der wissenschaftliche Vorgriff auf eine Zukunft rein technischer Perfektion. Die Allmacht des Machens und des Machbaren ist der Fluch unserer Zeit, die die perfektionelle Technokratie als Ersatzziel der Welterlösung mit Hilfe des Computers predigt. Aber der Computer spuckt doch auch nur das wieder aus, womit er vorher gefüttert wurde. Und gerade ein an nicht sittlichen Maßstäben orientiertes Experimentieren mit neuen, unabsehbaren Möglichkeiten birgt die tödliche Gefahr einer Zukunft, die als reines „Getriebe“ wirklich nicht mehr lebenswert, nicht mehr menschlich erscheint. So bleibt „Wissen ohne Gewissen“ die dunkle Gefahr für den Menschen auf seinem Wege in das Jahr 2 000, die ihn zum programmiert gesteuerten Roboter, zum allseits manipulierten Sklaven zu machen droht.

Denn es kommt nicht darauf an, was wir wissen; es kommt darauf an, was wir tun.



In den Jahren 1871—1873 hat Heinrich Schliemann Troja ausgegraben. Wir werden seiner in den nächsten Heften besonders gedenken.

Schliemanns Doktordiplom

QUOD FELIX FAUSTUM FORTUNATUMQUE SIT  
S U M M I S A U S P I C I I S  
SERENISSIMI PRINCIPIS ET DOMINI NOSTRI CLEMENTISSIMI  
D O M I N I  
FRIDERICI FRANCISCI

MAGNI DUCIS MEGALOPOLITANI  
PRINCIPIS THEODORICI SERRINI ET KACERBURI  
COMITIS SERBIENSIS  
TERRAE ROSTOCHENSIS ET STURGARDIENSIS DOMINI  
UNIVERSITATIS HUIUS LITERARIAE PATRONI MUNIFICENTISSIMI  
1793  
CANCELLARI MAGNIFICENTISSIMI

RECTORE ACADEMIAE MAGNifico  
THEODORO THIERFELDER

PHILOSOPHIAE ET MEDICINAE DOCTORE ILLUSTRIQUE PROFESSORE PUBLICO ORDINARIO  
MAGNO DUCI MEGALOPOLITANO SERRINI S. CONSILII MEDICI AUSTRIACI  
COLLEGIUM CUI RES MEDICINAE A SERENISSIMO PRINCIPLE COMMISSAE SUNT MEMBRO ORDINARIO

VIRUM PRAENOBILISSIMUM

HENRICUM SCHLIEMANN

MEGALOPOLITANUM

TRADITO LIBRO ARCHAEOLOGICO

DE ITHACA IN SULA PELLOPONESO ET TROADE

PHILOSOPHIAE DOCTOREM ARTIUMQUE LIBERALIUM MAGISTRUM

ORDINARIUM 1851

PUBLICO HOC DIPLOMATE

CONFERVIT

AD HUC ACTUM CLEMENTISSIME CONSTITUTUS PROMOTOR ET PROCANCELLARIUS

HERMANNUS KARSTEN

PHILOSOPHIAE DOCTOR

MATHESIS ET PHYSICAE PROFESSOR PUBLICUS ORDINARIUS

OPERATIONUM ASTRONOMICARUM DIRECTOR

ASTRATAE PHYSICAE ET MUSAE HISTORIAE NATURALIS CONDIRECTOR

SCHOLAE NAUTICAE DIRECTOR

COMPLURIMIS SOCIETATIBUS LITERARIARUM MEMBRUM VEL ORDINARIUM VEL PER LITERAS CONDIRECTOR

ORDINIS PHILOSOPHORUM H. T. DECANUS.

P. P. ROSTOCHI SUB SIGILLO ORDINIS PHILOSOPHORUM  
DIE XXVII M. APRILIS A. MDCCCLXXI

TIPISS. ADLBRITANIC.



Handwritten signature or mark.

Paris 18 Feb 1869

mein lieber Bruder Adolph,

Ich schicke dir jetzt 2 Exemplare meines  
Buchs, eines für dich & das andere eine  
gütige Gabe an die Universität in Kopenhagen  
bei Gelegenheit eines hiesigen Doctorats, ich erwarte  
deinen Bescheid ob & auf welcher Sprache  
& wie ich einen Brief dorthin schreiben  
sollte?

Emil soll die deutsche Uebersetzung  
sammeln lassen.

Wen mir ein Americaner, der jetzt in  
Paris wohnt, schreibt ich bin seitdem in  
America sehr lange Zeit gewesen, und über  
alles lange im Staate Kansas, wo mich  
gute & unangenehme Dinge möglich sind.

Es meint aber auch eine Expedition in  
Preußen von der Stadt unabhängig er-  
scheinen würde.

Ich bleibe dein forever lieber  
Vaterlandes gewärtig & grüße herzlich  
dein dein liebender Bruder

Heinrich Schliemann

In der Annahme von Buch ist eine  
von Kalkhast erwischt. Peter in  
Helsingborg empfängt mich schon in Berlin  
den Tribunalsrath Simon, Bruder des  
Präsidenten. Ich bin besser jetzt schon  
entschlafen nach Berlin zurück, sollte  
du es geschehen finden.

Text und Erklärung zum Briefe Heinrich Schliemanns vom 18. Februar 1869

Dieser im Original in meinem Besitze befindliche Brief Schliemanns aus Paris, der vor gerade 101 Jahren an seinen Vetter Adolph, den damaligen Reichsgerichtsrat — ursprünglich aus Kalkhorst (Mecklenburg) stammend — gerichtet ist, ist aus mehreren Gründen von besonderem Interesse. Er leitet die später im gleichen Jahre erfolgte Verleihung des Rostocker Doktorats an Schliemann, den *Virum Praenobilissimum* für dessen erste archäologische Schrift über „Ithaka, Peloponnes und Troas“ ein. In psychodynamischer Sicht bestätigt der Brief u. a. meine These über die psychologischen Wiederherstellungstendenzen, die im unbewußten Seelenleben bei Schliemann vorherrschten und seinem Schöpferthum ihr eigenartiges Gepräge verliehen: Der Brief ist nämlich, wie aus der Anschrift hervorgeht, an „meinen lieben Bruder Adolph“ gerichtet; nun war natürlich der Vetter Adolph aus Kalkhorst nicht sein Bruder, sondern eben sein — Vetter. Schliemann hatte zu der Zeit dieser Briefabfassung längst alle seine Brüder verloren, darunter einen (den jüngsten, Paul) durch Freitod. In dem hier abgedruckten Brief „ernennt“ er sozusagen den Vetter zum Bruder, macht ihn spontan und direkt zu seinem Bruder, um so in erlebnisdynamisch durchaus verständlicher Weise den Verlust der eigenen Brüder auszugleichen und durch diese seelische „Wiedergewinnung“ eines Bruders eine Wiederherstellung des verlorenen Liebesobjektes zu bewirken. Der Schluß des Briefes, in dem er selbst sich als „Dein Dich liebender Bruder“ bezeichnet, deutet auf den gleichen Wiederherstellungsprozeß im Seelischen hin.

Gerade dieser Schluß erzeugt, daß es sich bei der Anrede des Veters als „Bruder“ nicht um die übliche und zumal unter Studenten gebräuchliche Wortgebung „Bruderherz“, „unter Brüdern“ oder dergl. handelt, sondern um ein aus dem Innern des Briefsenders hervorquellendes, persönliches Gefühl handeln muß, das diesem kurzen Schreiben — ebenso wie anderen an den gleichen Empfänger gerichteten Briefen, die ich bei meinen Schliemannforschungen sammeln konnte — ein charakteristisches Gepräge gibt.

Prof. Dr. med. William G. Niederland  
(Staats-Universität New York)

---

Fräulein Schliemann, Adr. Herrn Magister Wachenhusen  
Hohehrwürden  
Vipperow bei Röbel, Meckl. Schwerin

an Königsberg 6. 11.  
an Röbel 9. 11.

St. Petersburg, 21. Oktober 1854

Liebe Schwester!

Euren lieben Brief vom 1. September erhielt ich. Das Geld, was ich Euch halbjährig sende, sind die Zinsen Eures bei mir stehenden kleinen Vermögens von 2000 Ry, für Jede von Euch, und es ist daher lächerlich, daß Ihr mir jedesmal Dankbriefe schreibt, denn daß ich Euch Eure Zinsen sende, ist ja nicht mehr als meine Schuldigkeit.

Neulich bei der Memeler Feuersbrunst hätte ich beinahe 1 500 000 Ry verloren, und nur ein Wunder rettete mich; — alle meine Waren lagen nämlich in einer hölzernen Scheure. 2 Fuß von derselben kam das Feuer in einem steinernen Speicher aus. Der zu der Zeit wehende furchtbare Orkan trieb das Feuer über die ganze Stadt und äscherte 1000 Häuser und für 20 Millionen Ry Eigenthum ein, während unter des Orkanes Schutz die Scheure mit meinen Waaren unversehrt blieb.

Ihr seht hieraus, wie gefährlich der Handel ist und wie man das sauer Verdiente auf einmal wieder verlieren kann; und in der That vergeht kein Tag, wo ich nicht viele, viele Tausende risquire; außerdem untergräbt die fortwährende, furchtbare Auf-

regung meine Gesundheit und bin ich daher zum festen Entschluß gekommen, mir im Frühjahr ein Landgut zu kaufen. Ich bin überzeugt, das Landleben wird mir gefallen, denn mit demselben unermüdeten Fleiß, womit ich meinen Geschäften nachging, werde ich auch meine derzeitigen Beschäftigungen betreiben, und wenn ich mein eigenes Gut habe, so hat ja alles so viel Interesse für mich.

Außer den vorgenannten sind noch andere viel wichtigere Gründe vorhanden, die ich Euch im Frühjahr mündlich auseinandersetze und die es mir wünschenswert erscheinen lassen, ein Landgut zu kaufen und auf demselben zu leben. Aber ich kann es Euch auch heute in ein paar Worten sagen.

Wie ich mich vor 2<sup>1/2</sup> Jahren in Mecklenburg ankaufen wollte, da bestand Louise<sup>1)</sup> darauf, daß ich nach Petersburg zurückging, obgleich ich ihr und Minchen<sup>1)</sup> wiederholt sagte, daß ich in letzterem Falle genöthigt sein würde, meine jetzige Frau zu heirathen, deren Charakter und Eigenschaften ich ja so wiederholt beschrieb. Alles was ich Euch damals von ihr erzählte, ist haarklein verwirklicht; allerdings habe ich seit meiner Rückkehr hier in Speculationen viel Geld verdient, aber das ist auch Alles; in meiner Ehe bin ich unbeschreiblich unglücklich, und mein Unglück hält mich Tag und Nacht in einer fieberhaften Aufregung. Ich bin überzeugt, daß meine Frau mich achten und lieben würde, wenn sie von ihren hiesigen Freunden und Verwandten getrennt mit mir auf einem Landgut wohnte und verfolgt mich daß Unglück auch dahin, nun dann ist ja im Auslande die Scheidung so leicht, die nach hiesigem Gesetz unmöglich ist.

Wenn ich ein Landgut habe, dann kommt D o r i s<sup>3)</sup>, die Großmutter meines Mannes, Schliemann's Lieblingsschwester zu mir als O b e r i n s p e k t o r i n n der Wirtschaft.

Unendlich gern möchte ich mich in Mecklenburg ankaufen, aber wie ich höre, sind die Güter dort enorm theuer, und außerdem ist die Auswanderung nach Amerika so ungeheuer, daß nach kurzer Zeit keine Arbeiter sein werden, um die Äcker zu bestellen. In der Gegend, wo Vater wohnt und überhaupt in Westpreußen kauft man verhältnismäßig noch billig und ein großes herrliches Gut — Jannischau — kann ich für 150 000 Ry baar dort kaufen. Bitte schreibt mir Euren Rat und meldet mir, wenn Ihr von einem billig zu verkaufenden Gut höret.

In großer Eile

Euer treuer Bruder  
H. Schliemann

Viele Grüße an den lieben Onkel und Vetter<sup>2)</sup>

---

Anm. 1) die beiden jüngsten Schwestern

2) Pastor Wachenhusen in Vipperow und sein Sohn Fritz

3) Doris war die Lieblingsschwester Heinrich Schliemanns

Dieser Brief H. Schliemanns stammt aus dem Besitz unseres verstorbenen Mitarbeiters Studienrat Karl August Petrowsky. Er hatte ihn für das „Carolinum“ in seinen letzten Tagen kopiert. — Petrowsky war mit H. Schliemann verwandt.

---

Beilagenhinweis:

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Verlages Vandenhoeck & Ruprecht: „Karl Pagel, Mecklenburg, Biographie eines deutschen Landes“ bei.

## Aus der „Antigone“ des Sophokles

(Vrs. 582—625 *Ἐθδαίμονες, οἷσι κακῶν . . . → χρόνον ἐκτὸς ἄτας.*)

Glückselige, welche des Leides nie gekostet!  
Doch wo Gott ein Haus mit des Zornes Sturm schlägt,  
wälzt sich Graun auf Graun über Kinder und Kindeskind.  
Gleichwie auf weiten Meeres Flut  
hoch sich türmt der Wogen Schwall,  
vom Nord gepeitscht, die dunkle Tiefe quillt an Tag,  
empor sich wälzt vom Grund  
der schwarze, sturmzerwühlte Schlamm —  
und stöhnend brüllt der flutgeschlagne Felsen:

So seh ich auf Labdakos' Haus seit grauer Urzeit  
Leiden über Leiden herab sich stürzen,  
mordend von Geschlecht zu Geschlecht, und ohn Erbarmen  
schlägt ein Gott ohn Unterlaß.  
Über seinem letzten Reis  
lag jetzt dem Haus des Oidipus ein Licht gebreitet:  
und wieder mäht es zu  
der Unterird'schen blut'ger Staub:  
des Wortes Torheit und des Herzens Rachgeist.

Dein allmächtiges Walten, Zeus,  
hemmt kein frevelnder Menschenwille.  
Nimmer bezwingt Schlafes Gewalt, kreisender Monde Bahn Dich,  
Ewiger Gott, Du thronest  
hoch in Schimmer und Strahlenglanz  
auf Olympos' Gipfel.  
Dauern wird wie von alters her  
so jetzt und alle Ewigkeit  
nur ein Gesetz: es nahet nichts  
und wieder nichts dem Menschen sonder Unheil.

Viel umirrendes Hoffen wird  
Hilfe manchem der Erden söhne.  
Aber es narret manchen mit Trug luftigen, eitlen Strebens.  
Was ihm auch naht, er ahnt nichts,  
eh nicht Glut ihm den Fuß versengt.  
Aus weisem Munde  
kam ein altes, berühmtes Wort:  
Es schein' gut das Böse dem,  
des Geist ein Gott mit Blindheit schlägt.  
Ein Krümchen Zeit nur lebt er sonder Unheil.

Übertragen von Walter Sauter

Quinque variationes  
in laudem insulae Langeoog

Langeoog, sei mir begrüßt, sturmbrausende Insel im Meere,  
Labsalspenderin Du nach den Beschwerden der Stadt!  
Hast uns ernährt und erzogen die sechsmal zwanzig Scholaren:  
Immer denken wir des, was Du uns Gutes getan.

*Χαῖρε σὸν Δουλίχιον χειμωνοτυπὲν περίκλυστον,  
Λησμοσόνῃ μόχθων τῆς μεγάλης πόλιος·  
Κουροτρόφος γὰρ ἔφες τῶν ἑξάκις εἴκοσι παίδων·  
Αἰεὶ τῶνδ' ἀγαθῶν σοὶ χάριν εἰσόμεθα.*

Fluctibus ac ventis salve Longinsula amata,  
Urbano e strepitu litora mi placida,  
Nostros quae centum pueros ut mater amasti:  
Semper erit gratis ex animis tibi laus.

Ile des vents, des flots, mon âme te salue,  
O calme doux repos du bruit des avenues,  
Mère aimable, de toi rêveront nos jeunesses:  
Toujours à toi merci pour toutes tes caresses!

Wo brüllt de Flut, wo treckt de Sog:  
Wa büs Du schön, min Langeoog!  
Den Liw so leg, dat Hart so matt  
Von all den Larm der groten Stadt,  
So wir woll männig jungsches Blaut:  
Din Sünn und Solt gew wedder Maut.  
Nu warn wi wedder blank un schier,  
Nu segg'n wi „Tschüs“ un „Dank ok sihr!“

Walter Sauter

(Als Dank nach einer 4wöchigen Unterrichtsverlagerung mit 4 Klassen  
des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums/Hannover 1955)

## Abend auf Raab

Eine Goldorange hängt am Himmel  
der volle Mond.  
Des Tages reifes Glühn  
durchwirkt die Luft,  
von nächtgen Pinien strömt  
der Duft  
betörend aus.

Ob dunklem Samt des Meeres spannt sich leise  
das Netz der Sterne.  
Ihr fernes Leuchten  
eint sich mit der Pracht  
von vielen Lichtern:  
Schon gleitet sacht  
das Boot herbei.

Im schmalen Hag der dämmernden Taberne  
schweigt die Weise.  
Der schwere Wein im Kelch  
sprüht golden,  
die Oleander träumen  
und die Dolden  
sind wonnetrunken.

Das Leben auf der Insel gleicht dem Schweben,  
ist ein Rausch.  
Du fühlst der Griechen  
edle Götter nah,  
Phöbus Apollo,  
Artemis — sind da  
und warten dein.

G. H. Piehler (1948)

## Dr. Bernhard Funk - ein Mecklenburger in der Südsee (1)

Von Bernd Funck

Vor etwa 95 Jahren betrat das schillernde Zauberreich der Südseeinseln ein deutscher Mann — ein Mecklenburger, der auch in der Fremde seiner Väter Erde nicht vergaß, und der mit Recht ein aufrechter Vertreter seines Vaterlandes in der Ferne genannt werden kann. Es ist der Regierungsarzt Dr. Bernhard Funk, der lange Jahre auf Samoa wirkte und sich dort in der Hauptstadt Apia, besonders aber unter den Eingeborenen größter Beliebtheit erfreute.<sup>1)</sup>

Die Nachrichten über diesen Mann sind nicht sehr umfangreich, wobei im Laufe unserer Darstellung sein Bild recht scharf zutage treten wird, das ihn als eine bedeutende Persönlichkeit kennzeichnet.<sup>2)</sup>

Aus den verschiedensten Quellen mußte ich schöpfen, um das sehr verstreute Material zusammenzutragen. Das erste Mal hörte ich von ihm, als ich den Stammbaum der Familie durchsah, wobei meine Bemühungen in den deutschen Archiven erfolglos blieben. Erst durch meine Verwandten, Frau Irmgard Unger-Brückner, und Professor Dr. Eckhard Unger (Frau Irmgard kannte Bernhard Funk noch persönlich), haben meine Forschungen eine Richtung bekommen, indem ich bei ihnen von vielen nicht niedergeschriebenen Ereignissen erfuhr, die Samoasammlung Funks im Neubrandenburger Heimatmuseum kennenlernte und mit literarischen Erwähnungen über Bernhard Funk vertraut gemacht wurde. Alte Briefe vervollständigten das Bild und hinzu kam, daß mich die Deutsche Staatsbibliothek auf eine Publikation des Samoadoktors hinwies. Der Besitz von umfangreichem Bildmaterial begünstigte mein Vorhaben, eine Darstellung des Lebensweges und Wirkungsbereiches eines Mannes zu geben, der als pflichtbewußter Deutscher draußen für sein Vaterland stand. Pflichtbewußtsein bedeutete für ihn Dienst in den deutschen Kolonien, wobei er der Erhaltung des lokalen Kulturgutes wie kein anderer Schirmherr war. Der Begriff des Pflichtbewußtseins verändert sich mit der Geschichte, er hat heute einen anderen Klang als damals, da sein Inhalt variabel ist, aber wir Jetztlebenden müssen eben mit den Augen jener Zeit sehen, um sie zu verstehen.

Es geht mir darum, hiermit einen klaren, sachlichen, sich auf Dokumente stützenden Beitrag zur Heimatgeschichte zu schreiben, der jedoch durch bestimmte Elemente des allgemeinbildenden Charakters nicht entbehren soll (Besprechung der Samoasammlung, seine Publikation). Daher möchte ich auch die historischen und gesellschaftlichen Verhältnisse etwas zur Sprache kommen lassen.

Die inhaltliche Gliederung ist folgend gehalten: Die Entwicklung der Familie, der unser Samoadoktor entstammt, wird im Verhältnis ihrer Zeit beleuchtet, woran sich dann im zweiten Teil Werdegang und Lebensweg Bernhard Funks anschließen, den Abschluß bildet die Beschreibung der Persönlichkeit Funks als Naturwissenschaftler, Arzt und Träger samoanischer Kultur.

Meinen Dank Frau Irmgard Unger-Brückner, Herrn Prof. Dr. Eckhard Unger (†), dem Heimatmuseum Neubrandenburg (ehemaliger Direktor Dr. Luckow), der Deutschen Staatsbibliothek, dem Deutschen Zentralarchiv Potsdam-Merseburg abzustatten, ist mir eine sehr angenehme Pflicht. Großzügige Hilfe gewährte mir ebenfalls der

---

\* Ein Literaturverzeichnis ist dem Teil II angeschlossen.

<sup>1)</sup> In verschiedenen Samoapublikationen findet sich die Bemerkung, daß das Haus Dr. Funks wohl das gastfreundlichste des ganzen Apia zu nennen sei.

<sup>2)</sup> Fast in jedem Werk, das den Samoa-Inseln gewidmet ist, wird Bernhard Funk in seiner Bedeutung für die Inseln hoch gewürdigt.

Direktor der Bayerischen Staatsbibliothek München, Herr Dr. Middendorf, der mir die Einsicht in die Publikation Bernhard Funks zur samoanischen Sprache ermöglichte, sowie das Museum für Völkerkunde Leipzig mit der Bereitstellung von Bildmaterial, wofür an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

Diese Arbeit, die von mir bereits 1963 fertiggestellt war, hat als Manuskript sehr eigenartige Schicksale zu durchleben gehabt und ich möchte es nicht versäumen, Herrn Dr. Heinz Hugo, Vorsitzender des HEROLD in Berlin, sowie Herrn Dr. Jäger-Sunstenau von der Österreichischen Genealogischen Gesellschaft ADLER in Wien für die Rettung des Manuskriptes zu danken, um die sich nicht minder unser hochverehrter Herausgeber Oberstudiendirektor G. H. Piehler verdient gemacht hatte.

Neubrandenburg, den 1. März 1970

Bernd Funck

### A. Die Familie Funck und ihre Entwicklung

Die Familie Funck, die sich ursprünglich nur mit „ck“ schrieb, wird zu den altmecklenburgischen Familien gerechnet, und obwohl ihre Ahnenreihe in ununterbrochener Folge nur bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts reicht, darf mit voller Berechtigung gesagt werden, daß die „Funcken“ bereits davor lange in Norddeutschland ansässig waren. Die Überlieferung spricht davon, daß um 1700 aus dem damals noch schwedischen Pommern ein namentlich unbekannter Ahn nach Mecklenburg-Strelitz eingewandert sei, um sich vor der Kriegsfurie des damals zwischen Rußland, Schweden und Polen tobenden Nordischen Krieges (bis 1721, Friede zu Nystadt) zu retten.<sup>3)</sup> Wenn man bedenkt, welche Schrecken, Not und Armut mit einem Kriege über die Menschen hereinbrechen, so ist es eine nur allzu logische Schlußfolgerung, die Auswanderung gerade mit diesem bedeutenden Ereignis in Zusammenhang zu bringen. Für den Landmann, der zu solchen Zeiten wohl der Leidtragende ist, war dies um so mehr zu erwarten.

Damals siedelten sich also drei Brüder, David, Andreas und Peter-Ludwig, in Mecklenburg-Strelitz als Pächter an. Daß gerade Mecklenburg die neue Heimat der „Funcken“ wurde, mag seine Begründung darin finden, daß sie als Norddeutsche, als Landleute zudem, nicht gern weiter südlich ziehen wollten, zumal ihnen bereits hier Sicherheit geboten war. Nach Schweden zu gehen, wo die Verwandten sich hohen Ansehens erfreuten<sup>4)</sup>, war wegen des Kriegszustandes des Landes nicht ratsam und in den östlichen Gebieten Pommerns hatte der Krieg sich noch viel gefährlicher ausgebreitet.

Dank ihrer ausgezeichneten landwirtschaftlichen Fähigkeiten und eines großen, unermüden Fleißes konnten die drei Brüder zu angesehenen Männern werden. Sie gründeten den Ihrigen einen festen Platz, was für eingewanderte Familien in einem bis zu einem gewissen Grade schließlich immer noch für sie fremden Lande seine Schwierigkeiten hatte. Die Verleihung des Bürgerrechts und anderer rechtlicher Anerkennungen hatte zu dieser Zeit noch eine große faktische Bedeutung, und ein Zugezogener konnte erst nach langer Zeit in den Genuß der Privilegien kommen, deren sich der Eingesessene von Geburt an bediente; ein genügend langer Aufenthalt sowie

<sup>3)</sup> S. meine Darstellungen im „Archiv f. Sippenforschung“ 1965, H. 17, 31. Jg., Prafo 3488 und in der „Norddeutschen Familienkunde“, Heft 4, 1966, 15. Jg., S. 225–232.

<sup>4)</sup> Thomas Funck war Gesandter Karls XII. an der Hohen Pforte und maßgeblich daran beteiligt, seinen König während des notgedrungenen Aufenthaltes in der türkischen Stadt Bender in Istanbul zu unterstützen; jener Jahre von 1709–13 entstammt auch der Bericht Thomas Funcks über den Tumult von Bender, als Karl XII. mit dem Degen in der Hand sein Leben selbst verteidigen mußte gegen eine ganze „Armee“ von Türken, was der schwedische König seinen Gegnern, Peter d. Gr. und dem treubruchigen Sultan, zu danken hatte; der Bericht ist im schwedischen Reichsarchiv aufbewahrt.

soziale und geschäftliche Stellung waren von bestimmendem Einfluß für eine vollgültige Aufnahme in die Reihen der Vollbürtigen. Ein recht treffendes Beispiel finden wir in dem Gesuch des David Funck, bereits schon festeingesessener Pächter großer Güter, um die Verlängerung der Pacht, mit der Begründung: „da er ein hohes Alter und zahlreiche Familie habe, und von Jugend an in hiesigem Lande sei . . .“. Letzteres ist wichtig insofern, daß er noch 1764 nicht völlig als Landeskind angesehen wurde, denn er ist ja nicht im Lande geboren, sonst wäre dieser Hinweis von ihm überflüssig; David will nur betonen, daß er sich durch die Länge seines Aufenthaltes im Mecklenburg-Strelitzschen das Recht erworben hat, als Landeskind zu gelten. Man kann nur hinzufügen: Dura lex, sed lex! Diese uns nun schon bekannten Brüder wurden die Gründer dreier Linien Funck, von denen uns die des David näher interessieren muß, da ihr Sprößling auch unser Samoaner Dr. Bernhard Funk ist. Die Nachfahren Davids haben mehr und mehr dem Urberuf der Väter Valet gesagt und sind zu Stadtmenschen geworden.

Der älteste Sohn des David Funck, Bernhard Frantz, schlug bereits ganz aus der Art, indem er ein Jurastudium aufnahm, während seine Brüder dem Landleben treu blieben. Sicher war diese Entwicklung auch mit dem Gedanken daran verbunden, daß den Brüdern ein guter Rechtsbeirat zum Vorteil gereichen konnte, zumal aus der eigenen Familie, und der Vater David dürfte sich auch davon haben leiten lassen, daß auf solche Weise die Unabhängigkeit der Zugewanderten gegenüber der Öffentlichkeit gewahrt wurde; man hatte seine Erfahrungen! Ganz typisch ist es doch, daß auch in der anderen Linie des Bruders Peter-Ludwig derselbe Weg eingeschlagen wurde, was unsere Annahme erhärtet.

Bernhard Frantz, der 1733 in Gramelow geboren wurde, ließ sich in Stargard nieder, wo er bis zum Jahre 1781 als Gerichtsverwalter tätig war. Er war ein ausgesprochen selbstbewußter Mann, der seinen Pflichten mit größter Pünktlichkeit nachkam. Für sein Selbstbewußtsein legt sein Gesuch an Adolf Friedrich IV. beredtes Zeugnis ab, denn als er sich 1769 mit Johanna Friederike Danckert trauen ließ, bat er Serenissimus von einer dreimaligen Proclamation abzusehen, was dieser gnädiglich gewährte; aus den Bemerkungen der Räte ist ersichtlich, welche Bedeutung diesem Unikum beigemessen wurde: da spürt man Erstaunen, denn dieses Recht besaß nur der Adel, ein anderer nannte es töricht, ein dritter schrieb gar: was helfen unsere Gesetze. Seine Frau war die Tochter des nicht unbekanntenen Magister Danckert, der damals die Neubrandenburger Lateinschule leitete,<sup>4)</sup> ihr Großvater der Pastor Andreas Hille, der ebenfalls Rektor der Neubrandenburger Lateinschule war, womit der junge Jurist in eine traditionsreiche Familie hineinheiratete, die ihm auch die so notwendigen gesellschaftlichen Verbindungen schaffte.

Als 1780 der hochverdiente Landsyndicus Pistorius mit Tode abging und sein Amtsstuhl neu zu besetzen war, fiel die Wahl für den Nachfolger auf Bernhard Frantz Funck, der damit ein nicht leichtes Amt übernahm, dessen Bürde seinen Fähigkeiten jedoch entsprechen mußte, ist es doch auch später bei der Nobilitierung seines Sohnes Victor in Wien vermerkt worden, daß sich „der Vater großer Verdienste um eine ganze Landschaft erworben habe“. Michaelis 1781 schied er also aus dem Dienst in Stargard aus und siedelte nach Neubrandenburg über, wo ihm auch sein ältester Sohn, Bernhard geboren wurde, dessen zukünftiger Enkel bereits unser Samoaner werden sollte.

Der frischgebackene Landsyndicus war nunmehr gesetzeskundiger Beirat der Stände im Engeren Ausschuß von Ritter- und Landschaft in Rostock, wobei Funck für den Stargardschen Kreis verantwortlich zeichnete. Es lagen von da ab wichtige und ver-

---

<sup>4)</sup> Samuel Friedrich Danckert (1711–1775), war von 1740–75 Rektor der Lateinischen Schule Neubrandenburg; war Lehrer von Boll und Voß; er trug den Titel eines Magisters und war vermählt (am 14. IX. 1741) mit Johanna Catharina Hille (1719–1804).

Andreas Hille (1685—1723)

1714 Rektor der Gelehrtschule in Neubrandenburg. Bis 1723 Pastor an St. Johann und St. Marien daselbst.

Das Original befand sich bis 1945 i. d. Marienkirche Neubrandenburg.



antwortliche Geschäfte in seiner Hand,<sup>5)</sup> da ja die Stände der Ritter- und Landschaft den Staat mitregierten, gleichsam ein Parlament.

Obwohl der Beruf des Juristen den Landsyndicus voll und ganz erfüllte, konnte er nicht ganz die Stimme des Blutes zum Schweigen bringen, die in ihm an die Beständigkeit des Landbesitzes gemahnte, und da gleichzeitig ein Güterbesitz als eine gute Kapitalanlage galt, so war die natürlichste Folge, daß er bereits 1783 für „einige 1000 Thaler“ das vom Landdrost v. Dewitz verpfändete Gut Neverin bei Neubrandenburg übernahm.

Hier fand dann auch die Hochzeit seiner Tochter Johanna Dorothea statt,<sup>6)</sup> die den Advokaten E. F. C. Brückner heiratete, der einer der bedeutendsten mecklenburgischen Familien angehörte. Brückner war Hauslehrer im Hause des Landsyndicus für dessen Kinder gewesen, zu seinen Schülern zählte auch seine spätere Frau, und er hat dort seine Neigung zum Juristenberuf entdeckt, der ihn später zu großen Ehren kommen ließ. Er war nach dem Tode seiner Schwiegermutter Vormund der Kinder, da deren Mündigkeit erst durch eine Dispens des Herzogs erreicht werden konnte. Landsyndicus Bernhard Frantz Funck starb im Dezember 1800 als Herzoglich Mecklenburgischer Rat, nur sechs Jahre später schloß auch seine Gemahlin die Augen zur ewigen Ruhe, das Ehepaar hinterließ zehn Kinder, die fast alle noch in jugendlichem Alter waren.

Etwa seit dieser Zeit gebrauchten die Nachkommen Davids für die Schreibung ihres Namens die Schreibweise ohne „c“, was sich bis zur heutigen Zeit fortsetzt, während ihre Vettern und Basen aus der Familie Peter-Ludwigs beim archaischen „ck“ blieben.

<sup>5)</sup> Sein jüngster Sohn, Victor Carl Wilhelm v. Funck (1788—1812), wurde auch aufgrund der Verdienste des Vaters von Franz II. am 9. 1. 1805 in Wien in den Reichsadelstand erhoben.

<sup>6)</sup> Es war eine Doppelhochzeit, denn auch die Schwester Elisabeth vermählte sich mit dem Geheimen Kriegsrat Karl Nikolai zu Berlin an diesem Tag. (Von den letzteren schreibt Adolf F. Brückner (1781—1818) am 21. 12. 1799 aus Berlin an Franz Boll d. Ä.: „... Wenn ich diesen Tag nun auch immer zu Besuchen anwenden wollte, so würde ich meine Freunde eher besuchen als meine kalten Verwandten (deren ich zum Glück nur wenig hier habe) und also würden diese doch noch immer über seltenen Besuch klagen...“).



*Johanna Friederike Funck  
geb. Danckert  
(1749—1806), Frau des Landsyndicus  
Funck, die Urgroßmutter von Bern-  
hard Funck — Samoa.*

Das Bild befand sich bis 1945 im Besitz  
von Frll. Käthe Funk.



*Nach der Tradition der Familie  
Brückner der Landsyndicus Bern-  
hard Franz Funck (1733—1800).  
Miniatur*

Der älteste Sohn des Landsyndicus, Christian Friedrich Bernhard, wandte sich ebenfalls der Jurisprudenz zu, die er nach Absolvierung des berühmten Grauen Klosters in Berlin, das damals unter des jüngeren Spalding Leitung stand, der sich durch seine scharfsinnigen klassischen Studien einen Namen gemacht hatte, an der Göttinger Universität zu studieren begann. Dem Einfluß solch geistreicher Männer ist es nun wohl auch zu danken, daß der angehende Jurist sich erfolgreich mit der Dichtkunst beschäftigte,<sup>7)</sup> der er aber als reifer und alter Mann noch huldigte. Bis 1811 veröffentlichte er sehr viele Gedichte. Auch das kleine, oft Goethe zugeschriebene Gedicht: „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus“, das heute zum Liederschatz des deutschen Volkes zählt, entstammt seiner Feder. Mit vielen fachlich fundierten, oft mit historischen Reminiszenzen versehenen juristischen Aufsätzen trat er als Autor des „Freimüthigen Abendblattes“ in Erscheinung und seine 1811 anonym erschienene Schrift „Mecklenburgs Regeneration“ war damals von größter Aktualität, denn sie beschäftigte sich mit dem neuen nachnapoleonischen Mecklenburg, mit den notwendigen Erneuerungen, deren das Land bedurfte. Rat Bernhard Funk war als „ein sehr erfahrener und als Gegner gefürchteter Jurist“ bekannt und betreute eine ganze Reihe von Gütern als rechtlicher Beirat.

Seine erste Frau Wilhelmine, die eine Tochter des Präpositus Müller war, starb 1818; sie hatte ihm fünf Kinder geboren, von denen eines sein ältester Sohn Bernhard war, der ihm 1815 zu Neubrandenburg geboren wurde.

<sup>7)</sup> Im „Freimüthigen Abendblatt“ und während seiner Universitätsjahre in der „Vossischen Zeitung“ sollen Gedichte von ihm abgedruckt worden sein (nach einem Nekrolog auf ihn). In den Berichten des Brücknerschen Familienverbandes ist erwähnt, daß er zum Hochzeitstage Brückner—Funck eine reizende plattdeutsche Idylle schrieb, die 1945 noch erhalten war.

Damit machen wir uns noch ein wenig mit der Biographie des Vaters unseres Samoadoktors bekannt. Entgegen der Tradition nahm Sohn Bernhard ein Medizinstudium in Heidelberg auf, wo er sich 1838 mit der Dissertation „Inaug. de testiculi degeneratione fungose“ promovierte. Im Mai 1839 ließ er sich in Neubrandenburg nieder, um hier als praktischer Arzt zu arbeiten. Schon bald verlor er seinen Vater, den Hofrat Funk, dem das „Freimüthige Abendblatt“ auf seinen Seiten einen Nekrolog widmete, worin es dieses Mannes mit Hochachtung gedachte.

Bereits ein Jahr später, 1843, vermählte sich Dr. Bernhard sen. mit der Tochter des Neddeminer Pfarrers, Auguste Brückner, deren Hochzeit ihr Onkel, Dr. jur. Gustav Brückner, in Neubrandenburg ausrichtete, der wiederum mit der Schwester des Dr. Bernhard sen., Friederike geb. Funk, verheiratet war.

Dr. Bernhard Funk war als Arzt seiner Grobheit halber etwas gefürchtet, doch hatte er alle Fähigkeiten, um Ostern 1850 das Stadtphysikat zu übernehmen. Bald darauf, Johannis 1852, avancierte er zum Kreisphysikus für die Stadt und das Amt Stargard.<sup>7a)</sup>

Bemerkenswert ist das Wappen, das Dr. Bernhard sen. führte, denn es unterschied sich von dem in der Familie seit eh und je geführten völlig. Seine Großmutter, die Frau Landsyndicus, hat das Wappen beschrieben,<sup>8)</sup> in dessen Herzstück sich ein brennender Busch befand, während ihr Enkel in seinem Wappen drei goldene Farrenzweige führte, darüber ein achtstrahliger goldener Stern im Gegensatz zu dem üblichen

<sup>7a)</sup> Für sein Charakterbild ist noch von Interesse, daß er es liebte, die Menschen zum Narren zu haben und sich auf diese Weise manchen Spaß erlaubt hat.

<sup>8)</sup> So geht es aus den Nobilitierungsakten zum Reichsadel für Victor v. Funck in Wien hervor; auch die Briefe des Julius Albert v. Funk-Hohendorf aus den Jahren 1855—58 beschreiben das ursprüngliche Wappen so.

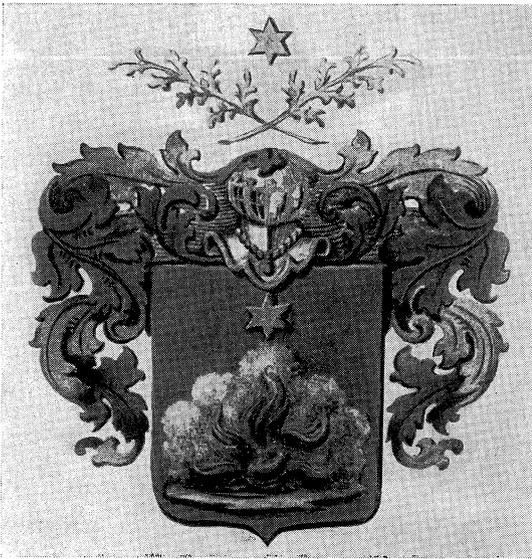


*Auguste Funk, geb. Brückner  
(1821—1857), Frau des Medizinalrat  
Dr. Funk — Neubrandenburg*

Das Bild befand sich bis 1945 im Besitz  
von Frl. Käthe Funk.  
Wilhelm Bahr pinxit 1848

*Dr. Bernhard Funk (1815—1894)  
Medizinalrat*

Das Bild befand sich bis 1945 im Besitz  
von Frl. Käthe Funk.  
Wilhelm Bahr pinxit 1848



*Familienwappen der „Funcken“*

Fotokopie einer kolorierten  
Handzeichnung aus dem Jahre 1856  
(Nobilitierungsakten des Julius Albert  
von Funk-Hohendorf - Zentralarchiv  
Merseburg)

sechsstrahligen goldenen Stern des richtigen alten Funkschen Familienwappens; die Decken beließ auch er blau-golden tingiert.

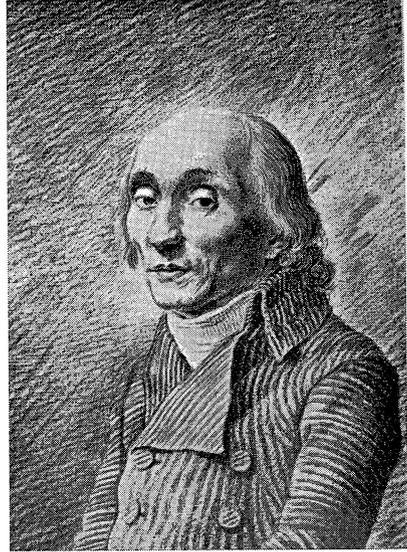
Die nur kurze Ehe mit Auguste war sehr kinderreich, das Ehepaar hatte sieben Kinder, wovon eines im zartesten Alter starb. Unser Samoaner wurde am 8. August 1844 geboren und auf den Namen Bernhard getauft.

Doch bevor wir uns ihm zuwenden, möge auch die Familie seiner Mutter hier noch Erwähnung finden. Die Familie Brückner, die seit Beginn des 18. Jahrhunderts in Mecklenburg ansässig ist, stellte ihrem Vaterland eine stattliche Anzahl verdienstvoller Männer, die zum Wohle ihrer Heimat wirkten. Ob es der Medizinalrat Gustav Adam Brückner in Ludwigslust, den mit Deutschlands großem Geologen Leopold v. Buch/Stolpe eine gute Freundschaft verband, oder der Bürgermeister Dr. Friedrich Gustav Brückner (1801–1883), der nicht nur Bolls Denkmal auf dem Marienkirchhof (entworfen von C. D. Friedrich) endlich aufstellen ließ, sondern auch für die Erhaltung der alten historisch wertvollen Stadtore Neubrandenburgs sich einsetzte, oder sein Bruder, Medizinalrat Ludwig Brückner, der sich um die Vorgeschichte Mecklenburgs und damit um die vieldiskutierte Rethrafrage, dessen Ortslage von der Fischerinsel bis nach Wanzka, wo bisher noch keine Grabungen vorgenommen wurden, reichlich verdient machte; alle haben sie ihre freie Zeit ihrer Heimatliebe und -verbundenheit geopfert.<sup>9)</sup>

Bernhard Funks Urgroßvater war der Pastor Ernst Theodor Brückner, der gemeinhin als der Dichter Brückner bekannt ist und zum „gelahrten Teutschland“ gehörte. Er war eines der Mitglieder des Göttinger „Hains“ und wohl der älteste und geschätzteste

<sup>9)</sup> Der Geheime Sanitätsrat Ludwig Brückner (1844–1922), dem bereits 1863 die Ehre zuteil wurde, als Primaner die Abschiedsrede an Fritz Reuter zu halten, hat auch bis zu seinem Tode als die bewegende Kraft aller Reuterehrungen der Stadt gelten können. Seiner Initiative dankt die Stadt das Augustabad, den Aussichtsturm am Tollense-See (der oft als „Dr. Brückners Zeigefinger“ bezeichnet wurde), den Brücknerweg (ein Durchbruch zum Badeweg, der das Bruch erschloß) und viele andere Einrichtungen der städtischen Wohlfahrt. Sein Tagebuch dokumentiert seine große Anteilnahme an allen Fragen des öffentlichen Lebens, ein Beweis dafür mag sein, daß sich dort alle Tarife der Schulgelderhöhung von 1905 auf das genaueste eingetragen finden.

Freund von Johann Heinrich Voß,<sup>10)</sup> Deutschlands unsterblichem Homerübersetzer. Brückners Werk war vielseitig: Gedichte, Reden, Aufsätze, Erziehungsschriften, Predigten, Trauerspiele; seine „Predigten für Ungelehrte“, die 1778/79 in zwei Bänden erschienen, erregten so großes Aufsehen, daß eine Nachauflage nötig wurde. Brückner war Seelsorger mit seiner ganzen Persönlichkeit und hat ständig an der Durchsetzung einer wahren, dem Volke helfenden Religion gearbeitet. Er spricht das so aus: „... des Menschen Herz zu studieren, und die Religion, von aller gelehrten Rüstung und steifen Putz entkleidet, in ihrer natürlichen Kraft und Schöne darzustellen.“



Dichter E. T. J. Brückner (1746—1805)  
 Pastor in Großen Vielen, Freund von Johann  
 Heinrich Voß und Hainbundmitglied.  
 Zeichnung von C. D. Friedrich

Du bist gut; ich bin Dein Freund!  
 Sonst Dein Feind!  
 Ich bin gut; sei Du mein Freund!  
 Sonst mein Feind!

E. T. J. Brückner  
 Grossen Vielen, den 10. Oktober 1777  
 (Epigramm Brückners für das Stammbuch des  
 Hainbundmitgliedes Ch. H. Esmarch)

Des Dichters Sohn, Ernst Heinrich Ferdinand Brückner, um den sich Voß sofort nach dem Tode des Vaters 1805 sehr bekümmerte, war bis zu seinem Tode 1853 Pastor in Neddemin. Im Neddeminer Pfarrhause haben die kleinen Funkenenkel schönste Sommertage erlebt, besonders auch unter der Obhut der Großmutter Friederike geb. Reuter,<sup>11)</sup> die den Kindern nach dem frühen Tode der Mutter<sup>12)</sup> die Nestwärme erhalten mußte.

<sup>10)</sup> Irmgard Brückner, „Brückneriana um J. H. Voß“, II/1, ersch. Neubrdnbg. 1940 und Ernst Metelmann, „Beiträge zur Geschichte des Göttinger Hainbundes“, Metzlersche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1965.

<sup>11)</sup> Von dem Pastor Brückner und seiner Frau waren bis 1945 im Besitz von Frä. Käthe Funk ebenfalls von Wilhelm Bahr gemalte Porträts vorhanden.

<sup>12)</sup> Sie starb am 23. Dezember 1857 an der Typhuskrankheit.

## B. Das Leben und Wirken Bernhard Funks

Der kleine Bernhard wuchs in guten und gesicherten Verhältnissen auf, wofür sich Familie und soziale Stellung des Vaters verbürgten. Es umgab ihn eine Atmosphäre der Bildung und des Wissens, welche auf den Traditionen beruhte, die in den Familien seiner Eltern gepflegt wurden, wozu in nicht geringem Maße auch die zahlreichen Verbindungen seiner Ahnen zum gebildeten Deutschland ihr Schärflin beitrugen. Erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang die Korrespondenzen, die z. B. Medizinalrat Ludwig Brückner mit den berühmten Ärzten v. Graefe und Virchow hatte, oder aber die engen Beziehungen zu Fritz Reuter.

Da der Geschwister viele waren,<sup>13)</sup> so mag es oft hoch hergegangen sein, zumal noch die vielen Vettern und Basen aus der Verwandtschaft hinzukamen, die sicher auch keine reinen „Engel“ waren; man konnte sich nicht zum Einzelgänger entwickeln.

Ein besonderes Erlebnis war es für den Jungen immer, wenn er in den Ferien zum Onkel Brückner nach Giewitz fahren durfte. Hier konnte er toben, brauchte keine Rücksicht auf zerrissene Kleider zu nehmen und war zusammen mit den Cousins der Urheber manches schönen Streiches. Bereits auf der Höhe seiner Laufbahn, in solider Stellung und hochangesehen, erinnert er sich noch gern gerade dieser Tage; denn in einem seiner Briefe schreibt er seinem Brücknervetter in Schloen<sup>14)</sup>: „. . . Ich war als zwölfjähriger Junge immer auf zwei Wochen in Giewitz bei Deinem seligen Vater, und daher zählt dieser Aufenthalt zu meinen schönsten Jugenderinnerungen.“<sup>15)</sup>

Als er seinen wilden Jugendjahren entwachsen war, befand es der Vater für an der Zeit, den Sohn etwas anständiges lernen zu lassen, und es war wohl nicht nur Tradition und praktischer Geist, der ihn bewog, seinen Ältesten zuerst nach Berlin und dann nach Tübingen zum Medizinstudium zu schicken,<sup>16)</sup> nein, wie es im weiteren ersichtlich wird, hat Bernhard jun. eine eigene Neigung und Begabung zum Arztberuf mitgebracht, die ihn später zu einem Spezialisten für Tropenkrankheiten machen sollte.<sup>17)</sup>

Seine ersten Kranken waren Verwundete des Deutsch-Französischen Krieges, den er als Unterarzt bei einem berühmten Kollegen, dem Professor von Langenbeck, der damals preußischer Generalarzt war und sich durch seine genialen Operationsmethoden sowie in der plastischen Chirurgie einen bedeutenden Namen gemacht hatte, mitmachte. Diese Zeit wird nicht spurlos in der ärztlichen Praxis des jungen Doktors geblieben sein, gewiß hat diese Lehrzeit bei Langenbeck ihm vieles gegeben, umso mehr unter den Bedingungen des Krieges, der obwohl ein sonderbarer aber dennoch erfahrungs-trächtiger Lehrmeister gewesen sein muß.

Nach dem Kriege mußte er sich nun selbst um eine Stellung bemühen, die er, aus preußischen Diensten kommend, in Herzfelde bei Berlin, also im Brandenburgischen, fand. Jedoch waren seinem Wesen Unternehmungsgeist und Abenteuerlust nicht fremd, und sie veranlaßten ihn schließlich, eine gesicherte Existenz in der Heimat mit dem Dienst eines Schiffsarztes zu vertauschen, wie er dann auch lange Jahre zwischen Hamburg und Amerika auf dem „großen Teich“ herumschwamm.

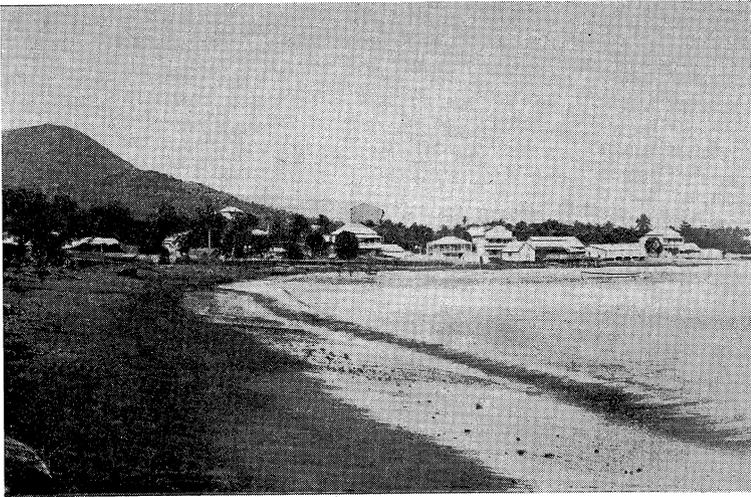
<sup>13)</sup> Bernhard hatte noch folgende Geschwister: Ida, (16. 3. 1847—1. 3. 1918) ∞ 14. 3. 1873 m. Apotheker Johannes Möhring (1840—1916); Otto (20. 12. 1848—6. 8. 1928), Apotheker, ∞ m. Auguste Nahmmacher (1853—1933); Auguste (29. 8. 1850—26. 12. 1922); Anna (20. 8. 1852—8. 8. 1932), ∞ 27. 4. 1877 m. Emil Giesecke (1849—1923), Großhzgl. Hoflieferant; Emmy (17. 3. 1856—15. 4. 1908), ∞ 27. 4. 1877 mit Otto Giesecke (1854—1929); die Gebrüder Giesecke besaßen ein großes Möbelhaus in Neubrandenburg.

<sup>14)</sup> Adolf Friedrich Theodor Brückner (1834—1927), Pastor und Präpositus in Neu-Schloen, Kirchenrat, später in Rostock; bis zu seinem Tode Senior des Brücknerschen Familienverbandes.

<sup>15)</sup> Brief vom 11. IX. 1888 aus Apia.

<sup>16)</sup> Seine Vorfahren und Verwandten waren ja nicht nur Juristen, sondern auch vielfach Ärzte.

<sup>17)</sup> Dies wird durch zahlreiche spätere Aussagen bestätigt.



*Apia — Das Paris der Südsee  
die Hauptstadt der Samoainseln (Ostseite)*

Es muß um das Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts gewesen sein,<sup>18)</sup> als er seine Liebe zu einem Landstrich entdeckte, der damals kaum dem Namen nach bekannt war, und uns heute noch so unendlich fern erscheint — Samoa, eine kleine Inselgruppe im Stillen Ozean, fernes Land mit einer uns so fremden Kultur; dahin also zog es ihn.

Seine Liebe und sein Interesse für alles Fremde eröffnete ihm auch hier bald Gebiete, für die er noch manches leisten sollte. Dieses von der Zivilisation noch so unberührte Land und Volk begann dem Mecklenburger zur Wahlheimat zu werden, über die er jedoch das Land, dessen Farben Blau-Gelb-Rot waren, niemals vergaß.

Der Aufbau einer guten Existenz mag ihm nicht schwer gefallen sein, da der Beruf des Arztes in diesen Breiten ein noch seltener und gesuchter war. Offenbar ist er nicht unmittelbar nach Samoa gelangt, sondern verbrachte die ersten Jahre auf der südlichen Halbkugel in Australien, bzw. war er zumindest sehr oft dort.

Dr. Bernhard jun. war inzwischen ein guter Dreißiger geworden und mußte daran denken, einen Hausstand zu gründen. In seiner australischen Zeit war es, als er einem jungen Mädchen begegnete, das in Sidney mit seiner Mutter lebte.<sup>19)</sup> Sie nannte sich Leonore Hayes und hat wohl dem guten Doktor so den Kopf verdreht, daß am 19. I. 1881 in der australischen Hauptstadt der Bund fürs Leben geschlossen wurde. Die junge Familie zog nach Apia, wo der Doktor seine Praxis hatte und wo bereits am 18. Oktober 1881 den beiden ein kleiner Sohn geboren wurde, den sie auf den Namen Conrad taufte.

Bereits ein Jahr später ist diese so glücklich erscheinende Ehe geschieden worden, wobei Conrad bei seinem Vater blieb, was auf Leonore geb. Hayes einen Schatten des Verdachts, schuldig zu sein, wirft. Die näheren Ursachen sind mir unbekannt, aber es dürfte nicht ganz uninteressant sein, sich mit dem Bericht des Dr. Siegfried Genthe über den Großvater des kleinen Conny, wie man ihn allgemein rief, den

<sup>18)</sup> Ehlers schreibt in seinem Buch, Samoa, die Perle der Südsee, daß Dr. Bernhard Funk ein „halbes Menschenleben auf der Inselgruppe zugebracht hat“, also kam er zwischen 1870—80 nach Samoa.

<sup>19)</sup> An anderer Stelle heißt es, diese lebten in Apia; die Hochzeit jedenfalls fand in Sidney statt.

Schwiegervater unseres Doktors, bekanntzumachen. Folgender Auszug aus Genthes Buch bietet dem Leser eine fesselnde Lebens- und Sittenschilderung jener Breiten, womit seine Länge entschuldigt werden möge:

„Apia ist so glücklich, noch ein paar Gefährten des berühmtesten Südseemannes aufzuweisen, Leute, die den großen Bull y H a y e s noch persönlich gekannt haben, jenen famosen Seeräuber und Wegelagerer des großen Ozeans, der fast ein halbes Jahrhundert lang diese ungeheure Wasserfläche mit ihrem spärlichen Schiffsverkehr unsicher gemacht wie ein chinesischer Pirat die südasiatischen Gewässer. Hayes hatte viele Jahre hindurch hier sein Hauptlager in der samoanischen Hauptstadt, und zur Zeit, als die deutschen, amerikanischen und englischen Kriegsschiffe noch nicht zu den dauernden Erscheinungen des hiesigen Hafens gehörten, pflegte der große „Gentleman Pirate“ hier anzulaufen und sich von seinen Schandtaten zu erholen, von denen die Kunde immer erst auf Umwegen und lange Zeit nach seiner Abfahrt hierher gelangte. Es ist unverständlich, wie ein Mann, dessen kühne Verbrechen an Leben und Eigentum von Weißen und Eingeborenen Jahre hindurch das Gespräch bildeten, in den Kneipen und Geschäftsstuben des Großen Meeres von San Francisco bis Hongkong und von Sidney bis nach Vancouver, es immer wieder fertigbrachte, den ihm auf die Spur gesandten Häschern der Regierungen, den Kriegsschiffen und Zollbehörden zu entgehen und ungestört seine Schreckensherrschaft auszuüben, die ihres gleichen wohl zu unseren Zeiten nirgends gehabt und ihm selbst den Ruhm eingebracht hat, der größte Spitzbube dieser Halbkugel, der größte Hohn auf die stolze Kultur des 19. Jahrhunderts gewesen zu sein. Ein alter Schwede hat in Matafele seit langen Jahren einen Allerweltskramladen, in dem meist die zahlreichen Mischlinge dieses Stadtteiles sich zu ihren Einkäufen einfinden, und wo der Fremde, der gern vom alten Apia erzählen hören möchte, zuweilen ein Plauderstündchen über den Ladentisch gelehnt abhält; denn dieser alte nordische Seebär ist jahrelang beim großen Seeräuber HAYES gewesen und steckt noch voll Geschichten und Schnurren von seinem alten Herrn, den er natürlich für einen Ausbund von Seemannstugenden und das Opfer böswilligsten Inselklatsches hält. Wir können indessen seinen Darstellungen bequem diejenigen anderer Kenner gegenüberstellen, denn er ist nicht der einzige am Ort, der zu diesem Störtebecker der Südsee persönliche Beziehungen unterhalten hat. Unser Chinese im Gasthof, dessen Speisezetteln noch an die Einförmigkeit langer Segelfahrten erinnert,



*Eingeborenen-Dorf auf Samoa*

ist Schiffskoch bei Bully Hayes gewesen, und ein paar alte Kapitäne, die ihr ganzes Leben auf den Schunern zwischen den Inselgruppen des mittleren und nordwestlichen Ozeans zugebracht haben, vermögen ebenfalls ihr Scherflein beizutragen zur Charakteristik dieser romantischsten Gestalt des alten Apia, als es noch der Sammelpunkt der Walfischjäger und der echten rechten Beachcomber war.

Es war im Jahre 1857, als in Honolulu, das damals seine Blütezeit als Handelshafen und Walfischjägerreederei feierte, ein Schiff namens „Orestes“ auftauchte, dessen Führer sehr bald in dem kleinen, aber wilden Hafen von sich reden machte. Und es gehörte schon etwas dazu, in einem so zügellosen Ort, wie die damalige Hauptstadt der hawaiischen Inseln, die Aufmerksamkeit der ständigen oder vorübergehenden Bevölkerung auf sich zu ziehen, die einander in Roheiten und Ausschweifungen aller Art zu überreffen suchte. Schon in den nächsten Jahren liefen aus allen Windrichtungen Meldungen ein über unerhört dreiste Schiffsdiebstähle, die in den Häfen der amerikanischen Westküste und in China vorgekommen und den Polizeibehörden mehrerer Länder stets unaufgeklärt geblieben waren. Man erinnerte sich des verwegenen Schiffers, der damals die Matrosenkneipen Honolulu unsicher und schon am Beginn seiner Laufbahn als selbständiger Schiffsführer die Neugier rege gemacht hatte, was wohl das weitere Schicksal eines so gewalttätigen Mannes sein würde. Bully Hayes pflegte mit großer Kaltblütigkeit an Bord von Schiffen zu gehen, deren Kapitäne, wie er wußte, gerade am Lande waren, bedrohte dann die Besatzung mit dem Revolver, wenn sie sich nicht sofort in seine Dienste begeben wollte, und hatte meist die Genugtuung, mit einigen wenigen seiner unerschrockenen Spießgesellen die schönsten und wertvollsten Schiffe in seinen Besitz zu bringen. Er pflegte mit seinen Gesellen ehrlich zu teilen und dadurch ihre unbedingte Ergebenheit zu gewinnen, so daß er auch bei den gewagtesten Abenteuern stets auf ihre Mithilfe rechnen konnte. Ein kleiner Scherz, der nie versagte, war der Überfall auf einen vereinzelt Händler auf irgendeiner einsamen Insel, die nur alle Jubeljahre von einem Handelsschiff angelaufen wurde. Er bat den Weißen, der in den meisten Fällen wohl der einzige Vertreter seiner Rasse und ganz auf sich selbst angewiesen war, in höflichster Form zu sich an Bord, um ihm zu eröffnen, daß er beabsichtige, seinen Laden, seine Kopra und sein ganzes Warenlager zu „erwerben“. Der Kaufplan wurde selbstverständlich bei einem Glase Whisky besprochen, das für solche Fälle stets in unfehlbarer Schlaftrunkmischung bestand. War der arme Beachcomber dann in einen festen Schlaf versunken, brachten die Matrosen des Seeräubers alsbald das ganze Besitztum des Händlers an Bord, einschließlich seiner eingeborenen Frau oder Tochter, wenn sie schön genug war, um des großen Sünders Gelüste zu reizen. War der aus seiner Betäubung Erwachende mit der Prellung nicht einverstanden, so ward ihm kurzer Prozeß und der Garaus gemacht, ehe er Zeit hatte, die Lage zu begreifen. Ungezähltes Besitztum hat Bully Hayes auf diese Weise mühelos an sich gebracht. Unter solchen kleinen Händlern waren zum Teil recht wohlhabende Leute, zumal wenn sie außer dem kleinen Tauschhandel, den sie auf Rechnung irgendeines größeren Hauses mit den Eingeborenen betrieben, sich noch auf den Trepangfang oder die Perlenfischerei verlegten. Trepang ist bekanntlich eine getrocknete Molluskenart aus der Holothuridenfamilie, deren zu Schuhsohlenhärte gedörries Fleisch bei den Chinesen im Rufe ganz besonderer Geheimwirkung steht und mit fabelhaften Preisen bezahlt wird. Eine besondere Art, die für das stärkste Aphrodisiakum der Welt gilt, erzielt auf dem Markt zu Hongkong mit Leichtigkeit bis zu 2000 Mark die Tonne, oder das Pfund 1 Mark, womit die leichte Arbeit des Massenfanges und der Darre mehr als reichlich bezahlt wird. Auch die Perlenfischerei ist nicht zu verachten. Wenn auch die Südseeperlmutteruschale weniger gut zu sein scheint als diejenige des Persischen Meerbusens und Ceylons, so kann ein einsamer Mann, den keine täglichen Berufsgeschäfte drücken, sich leicht ein beträchtliches Einkommen verschaffen, wenn er mit einigen seiner Leute sich täglich ein paar Stunden mit Stemmeisen und Schleppnetz aufs Riff der Atoll-Lagune begibt, und die dort klebenden Austernschalen abbricht. Er kann leicht 1000 kg davon für 300 Mark und mehr verkaufen, der zehnfache Preis würde ihm oder dem Wieder-

verkäufer in London winken, und ein paar Jahre emsigen Fanges werden jeden zu einem wohlhabenden Menschen machen, in einem Lande, wo der tägliche Lebensunterhalt, soweit er nicht aus Europa bezogen werden muß, so gut wie gar nichts kostet. Es hat alte Inselbewohner gegeben, die sich mit ihrer Bêche de Mer — unter diesem Namen ist Trepang im Handel bekannt — oder der Perlmutteruschale ganze Fässer voll Silberdollars erworben und gespart haben. Auch unter ihnen gab es wieder kleine Seeräuber, die es Hayes nachtun wollten. Auf den Paumotu-Inseln im östlichen Pacificischen Ozean spricht man noch heute von einem alten dahin verschlagenen Kapitän, der aus dem Plündern gefüllter Perlmutterbehälter auf der ganzen Gruppe ein Geschäft machte. Er war so dreist geworden, daß er sogar mit seinen kleinen Schauerböllern eines schönen Tages auf ein amerikanisches Kriegsschiff feuerte, das zu seiner Verhaftung ausgesandt war. Bei diesem ungleichen Kampf fand er dann allerdings sein wohlverdientes Ende; er mit seiner ganzen Mannschaft wurden ohne Erbarmen in den Grund gebohrt.

Bully Hayes war nicht weniger tollkühn, aber doch etwas vorsichtiger einem überlegenen Gegner gegenüber. Er hat sich nie von einem Kriegsschiff ablassen lassen, obwohl sowohl die englische wie auch die amerikanische Marine sich oft und heiß bemüht hat, seiner habhaft zu werden. Ein einziges Mal schien er in die Falle zu gehen, und sich leichtsinnigerweise an Bord, geradezu in die Höhle des Löwen, zu begeben. Der Kommandant des amerikanischen Kriegsschiffes „Naragansett“ — Kapitän Meade, nebenbei gesagt derselbe, der Anfang der 70er Jahre für die Vereinigten Staaten den schönen Hafen von Pago-Pago<sup>19a)</sup> erwarb — hatte den Auftrag, den als Dieb, Räuber und Mörder schon ungezählte Male unter Anklage gestellten Seehelden lebend oder tot den amerikanischen Behörden einzuliefern. An der Küste von Upolu fand man endlich den Gesuchten, verhaftete ihn und brachte ihn vor den strengen Herrn Kommandanten. Drei Tage blieb der Gefangene an Bord, in täglichem Verhör von Kapitän und Offizieren, und am Ende dieser kurzen Zeit hatte der schlaue Fuchs es fertiggebracht, seine Widersacher von seiner völligen Unschuld zu überzeugen und bei seiner Freilassung und Verabschiedung die Erklärung abzuwingen, es wäre doch eine Schmach, einen so verdienstvollen und braven Mann, wie den Kapitän Hayes, in so gemeiner Weise zu verleumden. Einer Bitte um einiges Ersatzmaterial an Segeln und Rundhölzern, um das der wieder reingewaschene Verbrecher ersuchte, wurde von den entzückten Offizieren des amerikanischen Schiffes sofort entsprochen, und auf Nimmerwiedersehen verschwand Bully Hayes, der sich wohlweislich fast nach jeder größeren Reise eines neuen Schiffes versicherte, um desto ungestörter seine Raubzüge fortsetzen zu können. War gerade kein fremdes Kriegsschiff im Hafen, kehrte er mit Vorliebe in Apia ein, wo er gute Freunde besaß, mit denen er sich gern in diesem Paris der südwestlichen Südsee vergnügte. Er pflegte hier stets tadellos schwarz gekleidet, wie ein Missionar aufzutreten und in seinem ganzen Wesen den wohlgezogenen Ehrenmann zu betonen. Und doch hat dieser selbe Herr mit eigener Hand so manches junge Mädchen umgebracht, das ihm nicht zu Willen sein wollte. Bei einem solchen Angriff auf die Frau seines jungverheirateten ersten Offiziers büßte er endlich sein vollgerütteltes Maß von Sünden mit dem Tode; ein wohlgezielter Axthieb des in seiner Haus-ehre gekränkten Maaten spaltete dem Scheusal den Kopf. Sein Leichnam wurde ohne weiteres in der Nähe der Mariannen über Bord den Haifischen zum Fraß vorgeworfen. Seine Witwe, oder vielmehr eine von den vielen, lebte noch geraume Zeit danach in Apia und verheiratete ihre Tochter<sup>20)</sup> dort an einen deutschen Arzt<sup>21)</sup>, der sich allerdings der Seeräubertochter durch Scheidung wieder entledigte. Ein Sohn<sup>22)</sup> dieser merkwürdigen Ehe wird zur Zeit auf einer höheren Schule erzogen, fern von allem,

---

<sup>19a)</sup> Pago-Pago wurde die Hauptstadt von Amerikanisch-Samoa.

<sup>20)</sup> Leonore Hayes.

<sup>21)</sup> Dr. Bernhard Funk.

<sup>22)</sup> Conrad Funk.



*Conrad Funk in eine samoanische Decke  
gehüllt, 6 Monate.*

was ihn an seinen berühmten Großvater und dessen Kumpane erinnern könnte<sup>23)</sup>.

Es muß sich also bei diesem Seeräuber Bully Hayes um einen besonders brutalen Menschen gehandelt haben, der damals die Ozeane unsicher machte. Es ist schon zu verstehen, daß die Verwandtschaft mit diesem Manne nicht gerade schmeichelhaft war, obwohl das sicher nicht der einzige Grund der Trennung gewesen sein wird; vielleicht hat sich auch in Leonore Hayes das wilde und unstete Blut des Vaters bemerkbar gemacht.<sup>24)</sup>

Dr. Funk war nun mit seinem kleinen Sohn Conrad allein, für den er aber notgedrungen wieder eine Mutter brauchte, denn eine Haushälterin war ja nicht der Idealfall, zumal auch ein Arzthaushalt eine Frau brauchte, die ihm vorstand.

Diese fand er bald in einem sehr jungen, aber für jene Breiten schon reifen samoanischen Mädchen, das er am 11. 8. 1883 heiratete. Sie hieß Senitima Talea, war damals gerade 16 Jahre alt, und war die Tochter eines Stammeshäuptlings<sup>25)</sup> auf Samoa. Senitima ist am 4. 6. 1867 geboren worden und entwickelte sich zu einem anziehenden Mädchen; mehrmals wird sie als außergewöhnlich schön bezeichnet.

---

<sup>23)</sup> Dr. Erich Schulz-Ewerth, Gouverneur von Samoa, schreibt in seinen „Erinnerungen an Samoa“ folgendes über Bully Hayes: „Der letzte Beachcomber alten Stiles, ein amerikanischer Schiffskapitän Bully Hayes, hatte sein Hauptquartier in Apia, aber die Schauplätze seiner Taten lagen außerhalb, wo immer sich Gelegenheit bot zwischen Shanghai, San Franzisko, Valparaiso und Sidney. B. H. wurde in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf See in der Marschall-Gruppe von seinem Steuermann mit einem eisernen Belegnagel erschlagen. Seitdem ungefähr übertrug sich das Wort Beachcomber auf die heruntergekommenen, mittellosen Weißen, die manchmal arbeitend, meistenteils schmarotzend auf den Inseln herumlungerten und ihren Aufenthaltsort nach Laune, oder wenn ihnen der Boden zu heiß unter den Füßen wurde, wechselten.“ Im Anhang gibt es noch weitere Berichte über unseren Freibeuter.

<sup>24)</sup> S. dazu Anhang III.

<sup>25)</sup> Häuptling Talea aus Falaule.

Da sie ein Naturkind war, fiel es dem Doktor gar nicht allzu schwer, seiner jungen Frau die notwendigen Kenntnisse zu vermitteln<sup>26)</sup>; unter ihren Gemeinsamkeiten gab es auch die, daß der Doktor sehr empfänglich für die samoanische Kultur und Lebensweise war, nach der sich ihr familiäres und auch öffentliches Leben vielfach richtete. In Senitima Talea hatte Bernhard Funk wirklich eine Frau gefunden, mit der er ein gemeinsames schöpferisches Leben aufbauen konnte. Allerdings waren dieser Ehe Kinder versagt, weshalb sie sich Pflegekinder annahm. Es waren zwei samoanische Mädchen, von denen die eine den Namen Sifilina trug, während der ihrer Cousine, der zweiten Pflegetochter, mir unbekannt blieb. An mütterlicher Liebe fehlte es weder den beiden Mädchen noch dem kleinen Conrad im Funkschen Hause; sie wuchsen behütet und umsorgt auf.<sup>27)</sup> Doch wollte der Vater, daß Conrad eine deutsche Schule besuchen sollte, und die gab es damals dort noch nicht; es existierten nur ausländische Missionsgesellschaften, die aber, wie ein späterer Brief zeigen wird, nicht nach dem Geschmack des Dr. Funk waren. So kam er auf den Gedanken, ihn bei einem seiner Brückner-vetter in Mecklenburg ein wenig erziehen zu lassen. Senitima war zwar sehr traurig, daß sie ihren Liebling solange fortschicken lassen sollte, aber sie ließ sich doch dazu überreden. Bei den Missionen gab es allerdings dafür ein mißbilligendes Kopfschütteln, als Dr. Funk 1888 seinen Sohn aufs Schiff setzte, um ihn nach Deutschland zu schicken. Aber auch die Befürchtungen, Conrad könnte von seinem Piratengroßvater durch die vielen alten Kumpane, die Apia noch bevölkerten, etwas hören, mögen den Doktor dazu bewogen haben. Conrad kam nach Schloen in Mecklenburg zu seinem Onkel, einem Vetter des Samoaners, dem Kirchenrat Adolf Brückner.

---

<sup>26)</sup> „Die zweite Frau des deutschen Arztes Dr. Funk in Apia, eine Vollblut-Samoanerin, ist ein beredtes Zeugnis für die Bildungsfähigkeit der Samoanerinnen. Trüge sie nicht in ihrer Hautfarbe und der Gesichtsbildung den ausgesprochenen Typus ihrer Abstammung zur Schau, so würde kein Fremder in ihrer Erscheinung sowohl wie in ihrem Auftreten und gesellschaftlichen Benehmen eine Autochthonin vermuten oder erkennen; denn sogar die deutsche Sprache beherrscht Senitima, die lebenswürdige Herrin des gastreichsten Hauses in Apia in bewundernswerter Weise“ (Reinecke).

<sup>27)</sup> Persönliche Äußerungen des Doktors sprechen von Senitimas Liebe zum kleinen Conny.

---

## November

Nun kniet der graue Tag in blinde Scheiben.  
Die Berge vor der Stadt umrast der Wind.  
Und große Vögel, die mit Wolken treiben,  
Hangen an Himmeln, die im Sterben sind.

Die Parke liegen stumm, und Brunnen schweigen,  
Und Regen tröpfelt auf das dunkle Beet.  
Die letzten Blüten ihre Köpfe neigen,  
Wenn still der Tod auf allen Pfaden geht.

Dann fällt der Abend lautlos in die Gassen  
Und bückt die Häuser in die Nebel hin  
Und macht die Menschen alle so verlassen,

Daß sie vor Gott sich in Gebeten mühen  
Und bangen um der letzten Dinge Sinn —  
Bis Seine Hände sanft im Frühlicht glühn.

Fritz Hagemann

## Begegnung in Rom (2)

Von Annalise Wagner

Am 29. September kam Fernow in Rom an, also nach sechswöchiger Reise.

Seine erste Sorge war, seinen geliebten älteren Freund Carstens aufzusuchen. Er fand seinen Freund zwar nach sechsjähriger Trennung durch seine ernste Kränklichkeit verändert, im geistig-seelischen war er ganz derselbe geblieben. „Sein Umgang ist für mich keine kleine Zutat zu der Glückseligkeit in Rom zu leben. Er ist der einzige in Rom, der auf dem Wege der alten großen Meister des fünfzehnten, sechzehnten Jahrhunderts wandelt, er tut es mit eigentümlichen Geiste“.

Fernow wurde Carstens Hausgenosse und von ihm zu Roms Herrlichkeiten geführt. Das ganze Leben beider Freunde war dem Studium und dem Genuß der Kunst gewidmet. In Fernows Carstens-Biographie sagt er darüber, „wie interessant und lehrreich ein solcher Umgang mit talentvollen Künstlern ist, wie glückliche Blicke er in die inimer geheimnisvolle Werkstatt des schaffenden Genius und in das Wesen der Kunst gestattet, wie wichtige Aufschlüsse er dem Forscher über den Grund mancher Erscheinungen gibt, wird jeder wissen, der mit genialen Künstlern gelebt hat“.

Ihm wurde es klar, dem Feld der Bildenden Künstler Valet zu sagen und sich ganz dem theoretischen Studium der Kunst, der Geschichte der Kunst zu widmen.

Er machte nicht die Schönheit, sondern das Ideal zum Grundbegriff der Kunst. Kunsterziehung war für ihn nicht durch staatliche Akademien lehrbar. Er und Carstens waren sich einig über die Auffassung der Autonomie in der Kunst. Nicht als Antiquar, sondern als Ästhetiker wollte er in Rom wirken.

Die Aufsätze in der literarischen Zeitschrift des „Teutschen Merkur“ sind der Anfang dieser neuen Arbeitsrichtung. Eine Reihe von Vorlesungen über die Kunst nach Kantischen Prinzipien erarbeitete er sich.

Diese Vorlesungen hielt er im Winter zweimal wöchentlich in der Wohnung des Prinzen August von England. Das Auditorium bestand aus 36 Künstlern, Gelehrten und Kunstfreunden.

Etwa fünfzig deutsche Künstler waren damals in Rom, aber nur wenige darunter mit großem Talent.

Fernow richtete sozusagen einen deutschen Klub mit einer deutschen Bibliothek der neuesten Kunst und Literatur, den Zeitschriften des Teutschen Merkur und der Horen in Rom ein.

In all seinen Berichten und Auslandsreisen kommt immer wieder zum Ausdruck, wie sehr er die deutsche Literatur der Gegenwart im Ausland vermisst.

1795 bezieht Carstens ein größeres Atelier, Fernow richtet sich darin auch mit seinem Schreibtisch ein.

Wohnen die Freunde auch jetzt nicht mehr unter einem Dach, so sind sie doch täglich arbeitend zusammen. Abends unternahmen sie einen gemeinsamen Spaziergang auf Roms klassischem Boden. Fernows glücklichste Jahre waren diese römischen. Seine österreichischen Mäzene Baron Herbert und Graf Purgstall unterhielten ihn mit einem jährlichen Wechsel von 200 Talern. Leider nur für zwei Jahre. Selbstverständlich geht Fernow in vielen Ateliers ein und aus und studiert am werdenden Kunstwerk. Außerdem war er durch seinen Professor Reinhold und durch seine Kantschen Studien doch so sehr ins philosophische Fahrwasser geraten, daß er die philosophischen Prinzipien auch in die Bildende Kunst einzuführen beabsichtigte.

Die Vorlesungen über Ästhetik in bezug auf Bildende Kunst brachten Fernow nicht nur finanziell, sondern auch in seiner eigenen Weiterbildung voran. Die Folge

führte ihn dazu, ein Handbuch für Bildende Künstler, eine Ästhetik, zu erarbeiten, auch ein Werk über die Geschichte der neueren Kunst begann sich zu entwickeln. „Nirgends in der Welt kann man freier, sich selbst überlassener und harmonischer leben als in Rom.“ Der einzige Mangel, den er immer wieder äußert, ist der nach deutscher Literatur. Schillers Aufsätze in den Horen sind stets ein oder der Lichtblick für ihn. „Ich halte sie dem Inhalte als auch der Darstellung nach für Meisterstücke seines ästhetisch-philosophischen Genius. Er hat viel Licht in das Feld der Ästhetik getragen.“ Kants „Kritik der Urteilskraft“ studierte Fernow wiederholt. „Ich kann wohl sagen, daß ihr Geist erst jetzt in lichtheller Klarheit den meinigen durchdrungen hat.“

Im Mai des Jahres 1798 verlor Fernow seinen besten Freund Carstens, der seit langem durch Tuberkulose erkrankt war. Er starb in Fernows Armen. Fast vier Jahre hatte Fernow mit ihm brüder- und freundschaftlich zusammen gelebt. Die vielen guten Bekannten in Rom konnten ihm diesen Verlust nicht ersetzen.

In den „römischen Studien“ hat er seinem großen Freundeskreis ein Denkmal gesetzt. Einer von diesen vielen Freunden war der Archäologe Zoega (Däne). Es sei hier daran erinnert, daß Zoega auch der befreundete Cicerone des damaligen Erbprinzen Georg von Mecklenburg/Strelitz während der italienischen Jahre Georgs war.

Inzwischen hatte es Fernow in der italienischen Sprache zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Er las und kannte alle italienischen Dichter im Original, er übersetzte und schließlich erarbeitete er eine gründliche italienische Grammatik, an der es damals in Rom fehlte. Er liebte die Sprache der neuen Heimat wie seine Muttersprache, er sprach „fertig und schön, sowohl in Hinsicht der Aussprache, als der Wortfügung, und es war kein geringer Genuß, ihn mit seinem schönen sonoren Organ irgendein Werk der großen italienischen Dichter vorlesen zu hören“. Inzwischen hatte er sich nach und nach eine kostbare Bibliothek italienischer Schriftsteller zugelegt, die er als einzige Erinnerung später in seinen letzten Lebensjahren in Weimar genoß. (Sie kam nach Fernows frühem Tod in den Besitz des Herzogs von Weimar). Durch diese herrliche Bibliothek wurde er angeregt, eine zwölfbändige Ausgabe italienischer Klassiker herauszugeben. Der letzte römische Winter wurde durch die Bekanntschaft mit Wilhelm von Humboldt für Fernow sehr wertvoll. Humboldt gab ihm auch später ein Empfehlungsschreiben an Goethe mit, das ihn in den Kreis der großen Weimaraner schnell einführte. Fernow war oft Gast im Hause Humboldts und seiner reizenden, geistreichen Frau. Dort lernte er auch den Erbprinzen Georg von Mecklenburg/Strelitz kennen und schätzen.

Fernow wurde für kurze Zeit als Cicerone der Fürstin von Rudolstadt engagiert, einer höchst interessierten, geistreichen Frau. Durch seinen Hauswirt und dessen Haushälterin kam er mit einer stillen gütigen Römerin zusammen. Gegenseitige Zuneigung führte schließlich zu einem Lebensbund. Das Heiratsalter hatte Fernow mit seinen sechsunddreißig Jahren lange erreicht und er sehnte sich nach häuslichem Glück und Ordnung.

Freilich kamen mit dem neuen Glück auch neue pekuniäre Sorgen und die Sehnsucht, nach Deutschland zurückzukehren, um dort vielleicht eine Professur in Jena zu übernehmen und sich seinen neuen Hausstand einzurichten.

Briefe an Reinhold und andere enthalten mancherlei Anfragen, ob dort ein Verlagsbuchhändler für seine Übersetzungen, seine italienische Sprachlehre und Grammatik zu finden sei.

Die Wechsel der Mäzene waren schon seit einiger Zeit nicht mehr eingetroffen. Fernow mußte sich jetzt umsehen, seine wissenschaftlichen Arbeiten nutzbringend unterzubringen. Buchhändler Cotta machte gute Angebote und einer Übersiedlung nach Deutschland, nach Jena, stand nichts mehr im Wege.

Sein Plan für die Vorlesungen in Jena war:

1. Ästhetik der schönen und bildenden Künste

2. Geschichte der neuen bildenden Kunst und schönen Literatur Italiens mit Rückblick auf griechische und römische Kunst
3. Über Italienische Sprache: Grammatik, Prosodie und Charakteristik der klassischen Prosaiker und Dichter.

Die Berufung nach Jena erfolgte, wurde aber erst im Spätsommer 1803 realisiert, weil ein verlegerischer Auftrag von Perthes, eine Art topographisches Gemälde von Rom und Neapel von Fernow erarbeitet werden mußte.

Die größte Sorge bereitete ihm seine italienische Bibliothek von rund tausend kostbaren Büchern, die er in große Kisten (5 Ztr.) verpacken mußte und auf dem Wasserwege nach Deutschland schaffen ließ. Nach über einem Jahr kamen sie dann endlich nicht in Weimar, sondern in Hamburg an. Der Transport kostete 420 Taler. Noch kurz vor seinem Aufbruch lernte er den dänischen Bildhauer Thorwaldsen in Rom kennen.

Im August brach Fernow dann für immer die Zelte in Rom ab und machte sich mit seiner Frau und seinem einjährhjährigen Sohn auf die Heimreise nach Deutschland.

„Wer weiß, was in der Zeiten Hintergründe schlummert“ (Schiller, Don Carlos), könnte man über die letzten Lebensjahre des endlich am Ziel seines Lebens angelangten Fernow schreiben. Hätte er gewußt, daß die Heimreise den Beginn seiner tödlichen Krankheit auslöst, daß er all die Strapazen und Entbehrungen und die Klimaveränderungen so schlecht überstehen würde, dann wäre er sicher in Rom bis zum Lebensende geblieben.

Kurz vor Zürich überfiel ihn ein böses Fieber, das er in den folgenden Jahren mit kleinen Unterbrechungen auch nicht mehr los wurde.

Krank und entkräftet kam er in Jena an. Große Hilfe wurde ihm durch seinen alten Freundeskreis zuteil. Mit letzter Energie raffte er sich zu den Vorlesungen auf. Ermattet sank er abends wieder vom Fieber geschüttelt ins Bett.

In Weimar war es die Herzogin Anna Amalia, die nicht nur allen geistigen Dingen aufgeschlossen war, die vor allem das Menschliche des genialen Künstlers oder Gelehrten suchte und zu schätzen wußte. Sie lud Fernow für den Sommer ein, sich in Tieffurth zu erholen.

Sie bot ihm die Bibliotheksstelle des verstorbenen Jagemann in ihrer Bibliothek, die Fernow mit Freuden im kommenden Jahr antrat und die ihm viel Zeit für seine Studien ließ. In Jena war er oft mit Joh. H. Voß zusammen, und es ist verständlich, daß beide das Interesse an der Antike zusammenführte. Inzwischen hatte Fernow doch schon immerhin etwa 100 Studenten als Hörer in seinen Vorlesungen.

Dennoch zog es ihn mehr nach Weimar, zu Wieland, Herder, Goethe und vor allem zur Herzogin Anna Amalia, die ihm die Bibliotheksstelle angeboten hatte und auch sonst sehr an der Wiederherstellung seiner Gesundheit interessiert war und italienische Klassiker, von ihm vorgetragen, zu hören wünschte.

Im beginnenden Sommer, Anfang Juni, zieht Fernow nach Tieffurth als Gast der verehrten Fürstin, der wir große Verdienste um Kunst und Wissenschaft verdanken.

In Tieffurth, dem reizenden Schloßchen, mit seiner kleinen klassischen Parklandschaft, den deutschen Dichtern und Denkern, wie Goethe, Schiller, Wieland, Herder, die hier ein- und ausgingen, beginnt Fernow sich wieder langsam zu erholen.

„Germanien nennt keinen großen Namen, den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.“

Ja, in Tieffurth trafen sich die Geistesgrößen damaliger Zeit, und Fernow durfte unter ihnen weilen, um im regen Gedankenaustausch über Kunst und Wissenschaft zu polemisieren.

Im Frühjahr des Jahres 1807 verstarb Herzogin Amalia, die den Mittelpunkt des kulturellen Lebens in Weimar bildete. Es war auch für Fernow ein großer Verlust.

„Ihr Tod betrübt mich sehr, erst jetzt fühle ich, wie sehr ich an dieser Frau hing, die zwar eine Fürstin war, aber ein wahrhaft menschliches Herz besaß. Sie liebte

das Talent und zog es an sich, wo sie es nur fand. Sie schätzte nur den rechtlichen Menschen, ein Virtuose gefiel ihr nur, wenn sie den guten Menschen in ihm feststellte.“

Bewunderungswürdig ist, daß Fernow trotz seines dauernden Kränkels und täglichen Fiebers noch so produktiv auf wissenschaftlichem Gebiet war. Sicher ist dies auch auf die angespannte finanzielle Lage Fernows zurückzuführen. Seine Krankheit hatte über 100 Taler gekostet.

Inzwischen hatte seine Frau ihm einen zweiten Sohn geboren, und sie selbst litt an einem Brustleiden, das das rauhe Klima in Deutschland wohl hervorgerufen haben mochte.

Immer wieder trat Fernow mit seinem Jugendfreund Nauwerk in Briefwechsel und Gedankenaustausch.

1805

„Goethe ist diesen Winter einige Male sehr gefährlich krank gewesen, so daß man für sein Leben besorgt war. Ich bin während seiner Rekonvaleszenz oft abends bei ihm gewesen, weil ich wußte, daß ihm in diesen Stunden, wo er doch nicht arbeiten konnte, Gesellschaft und Unterhaltung angenehm ist. Außer mir durften nur wenige Freunde zu ihm kommen.“

„Ich bin zufrieden, wenn ich zuweilen ein paar Stunden in Goethes oder Schillers Unterhaltung verleben kann oder auch im Hause des Geheimrates von Wollzogen. Das ist genug Zerstreuung für mich, da ich an keine Gesellschaft mehr gewöhnt bin.“

„Kürzlich war ich wieder in Jena und habe drei angenehme Tage im Hause von Voß verlebt, der jetzt die Übersetzungen des Theokrit, Hesiod und der Argonauten, des Orpheus fertig liegen hat.“

Im Jahre 1805 arbeitete Fernow an der Biographie seines Freundes Carstens.

Auch die „Römischen Studien“ wurden abgeschlossen und fanden einen Verleger.

Die Gesundheit Fernows war sehr, sehr schwankend, jedoch lebte er still und zurückgezogen ganz seiner Arbeit. Er vollendete die Ausgabe des Petrarka und die ersten zwei Bände der Römischen Studien.

Seit Jahren galt seine Sehnsucht dem deutschen Elbflorenz. Dresden zu Studienzwecken aufzusuchen, Kunst und Künstler kennenzulernen, verlangte seine kunstgedüchtlige Arbeit. Jetzt wurde der Wunsch erfüllt. Die Begegnung mit dem Maler Gerhard von Kügelgen war der Höhepunkt, und es bahnte sich eine schöne Freundschaft zwischen ihnen an. Fernow durfte bei Kügelgen während seines Dresdener Aufenthaltes zu Gast sein. Mehrere Herbstwochen verlebte er in regem Gedankenaustausch in Dresden. Ein weiterer Wunsch wurde stark in ihm, in Dresden leben und arbeiten zu können. Dort floß in reicherm Maße die Quelle für seine berufliche Arbeit: Ästhetik und Geschichte der Bildenden Kunst.

Nach der Rückkehr aus Dresden, etwa Mitte Oktober, begegnete er seiner zukünftigen Biographin und mütterlichen Freundin: Johanna Schopenhauer, die nach Weimar übersiedelt war. Sie wollte bei Fernow Unterricht in der italienischen Sprache nehmen, dadurch lernten sie sich beide kennen und achten.

Zum dritten Mal erlebte Fernow jetzt eine beglückende Freundschaft. Bei Carstens war es das Verhältnis des Lehrers zum jungen befreundeten Schüler, bei Nauwerk dasselbe im umgekehrten Fall und jetzt bei der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer war es wieder das Verhältnis der lernenden Freundin, die seit 1806 nach ihres Mannes Tod ihren Wohnsitz in Weimar nahm.

Freilich war diese Freundschaft mehr eine gesellige und sehr dazu angetan, seine Gesundheit zu bessern durch die Fürsorge der Gastgeberin. Seine natürliche Heiterkeit kehrte zurück und die täglichen Abende im Kreise geistreicher Freunde am Teetisch der Freundin belebten seine Schaffensfreude.

Fernow vermittelte durch seine Freundschaft mit Gerhard Kügelgen dessen vier Porträts (Seume — Fernow — den dänischen Dichter Oehlschläger und Adam Müller) an Goethe zur Beurteilung. Dadurch wurde der Maler Kügelgen auch in Weimar eingeführt und erhielt mehrere Aufträge, auch Goethe und Schiller porträtierte er.

„Goethe ist ganz vorzüglich befriedigt und zufrieden, sowohl über die technische Vollendung als auch über das Charakteristische, was in jedem Bilde so glücklich aufgefaßt und als Einheit durchs Ganze gehend ausgedrückt ist. Vorzüglich gefällt ihm die Individualität des Colorits in jedem Kopfe, so wie die Bestimmtheit der Formen, die Du besonders in meinem Kopfe beobachtet hast. Wir haben schon manche vergnügte Stunde mit den Porträts gehabt und in ihnen die Repräsentanten der vier Temperamente, der vier Jahreszeiten, der philosophischen Sekten und dergleichen gefunden. Bei Goethe hast Du einen Stein im Brett gewonnen. Er sucht und schätzt nur das Solide und läßt sich nicht von leerem Scheine blenden. Er hofft noch mehr von Deinen Arbeiten zu sehen. Könnten wir doch an einem Ort zusammen leben, das würde viel Belebung in unserer Arbeit geben!“

1807. Fernows Gesundheitszustand begann sich wieder zu verschlechtern. Auf ärztliches Anraten wurde eine Brunnenkur in Karlsbad verordnet. Diese sechswöchige Kur griff Fernow sehr an. Ende August kehrte er wieder nach Weimar zurück.

Trotz großer Mattigkeit und Erschöpfung durch die intensive Kur begann er jetzt, sich mit der Herausgabe von J. J. Winckelmanns Werken zu beschäftigen. Jede schmerzfreie Stunde widmete er sich dieser neuen Arbeit.

Jede Nacht Fieber und Schmerzen in der rechten Schulter und Brust. Es stellte sich ein Geschwulst an der Pulsader heraus. Selbst Hufeland konnte ihm nicht helfen. Halb liegend konnte er kaum noch das Zimmer verlassen.

„Mein Husten schüttelt mich sehr, meine Brust ist jetzt wie ein Nest voller junger Mäuse, oft höre ich alle möglichen Stimmen in ihr pfeifen und quiken und flöten.“

Bis zum Frühling hielt ihn die Hoffnung auf eine neue Kur in Bad Liebenstein. Während dieser (letzten) Kur konnte er keinerlei geistige Arbeit mehr leisten. Er lebte ganz den ärztlichen Vorschriften. Hier in Liebenstein-Wilhelmsthal begegnete er wieder, wie damals in Italien, dem Erbprinzen Georg von Mecklenburg/Strelitz, mit dem er viele Erinnerungen an Italien auffrischte.

Zu eigenem körperlichen Leid kam jetzt die Nachricht von der Erkrankung seiner Frau. Anfang August kehrte er sehr erschöpft und elender als vor Wochen, nach Weimar zurück. Seine Frau wankte ihm todgeweiht entgegen. Nach wenigen Wochen, im September, starb sie. Völlig hilflos und krank entschloß sich Fernow, zu Johanna Schopenhauer übersiedeln. Letzte Besuche von Humboldt und Kügelgen erfreuten ihn und linderten das fortschreitende Leiden.

Sein Wunsch, das Leben der vier größten italienischen Dichter und der vier größten italienischen Maler zu schreiben, ging nicht mehr in Erfüllung. „Dantes Leben“ blieb Fragment.

Am 4. Dezember fand man Fernow morgens halb sitzend tot in seinem Bett. Die Pulsader war gerissen.

„Geist und Staub des Entschlafenen! Teurer geliebter Bruder und Freund! Ich trenne mich auf immer von Dir! Du kehrst zurück in den Schoß der ewigen Natur, wohin auch wir früher oder später Dir folgen. Ich trenne mich auf immer von Dir, aber Deine Freundschaft, Deine Liebe, Dein strebender Geist und Dein redliches Herz werden mir und allen, die Dich kannten, unvergeßlich sein!“

So endigte Fernow die Rede, die er seinem Freunde Carstens neben der Pyramide des Cestius hielt.

Dieselben Worte könnten auch Carl Ludwig Fernow, dem immer strebend sich bemühenden, dem im Geiste der Klassik kritischen Deuter der Kunst und dem Lehrer und Führer der Künstler in seiner Zeit nachgerufen werden.

Nachruf:

Charlotte Schiller: „Seinen Verstand haben wir immer sehr geehrt. Aber diese Vielseitigkeit und auch wieder dies Gefühl sieht man doch jetzt erst in seinen Briefen.“

## A n h a n g

### *Zitate aus Fernows Werken*

„Wer nicht die Kunst um ihrer selbst willen liebt, wer sein Interesse und seinen Geschmack nach dem Geschmack und Interesse des Publikums stimmt, der hat keine reine Liebe zur Kunst und ich denke, der Künstler, dem es wirklich mit seiner Kunst Ernst ist, der weiß, was er will, was er soll und ungefähr von seinen Kräften weiß, was er kann, der wird sich weder von dem verkehrten Treiben der Kunst, noch von dem verworrenen Geschwätz der Kenner und Laien irre machen lassen, sondern mutig und zu seiner eigenen Befriedigung seinen Weg fortgehen.“

„Die Aufgabe des Malers ist: immer seine Idealgestalten dem Charakter des Gegenstandes gemäß zu bilden und diese immer mit der Individualität ihres Charakters so lebendig zu durchdringen, daß sie, obgleich über alle Wirklichkeit erhaben, doch wirklich lebende Wesen zu sein scheinen. Charakter, Physiognomie, Individualität oder wie man es sonst nennen will, denn diese Ausdrücke bezeichnen dasselbe, sind unstreitig die Basis aller Wahrheit und alles Interesses für das Gefühl. Aber sie sollen an einer Idealgestalt ausgedrückt sein, die den Grad der Idealität und Schönheit hat, der dem Gegenstand gemäß ist, den der Künstler behandelt.“

### *Fernow über italienische Dichtung und Sprache*

„Keine andere Nation (Shakespeare und Goethe ausgenommen) hat epische Dichter, wie Tasso und Ariost und lyrische, die den Petrarka überträfen. Und dann die herrliche Sprache, die mir immer besser gefällt, je länger und mehr ich mit ihr vertraut werde. Sie ist mir im Vergleich mit der deutschen, was die Geliebte gegen die Gattin. Diese schätzt man aus Gewohnheit und alter Anhänglichkeit, mit jener ergötzt man sich und weidet sich an ihren Reizen.“

\*

Zum Abschluß: Wir haben jetzt vier außerordentliche Menschen mit ihrem wechselvollen, teils zwiespältigen Leben betrachtet.

Bis auf Genzmer haben sie kein biblisches Alter erreicht. In ihrer besten Schaffensperiode raffte sie der Tod hinweg. Mehr oder weniger berührt ihr Leben und Wirken auch unsere engere Heimat.

Erste Freundesbriefe Winckelmanns an Genzmer wurden im Jahrgang 1795 in der Zeitschrift von und über Mecklenburg veröffentlicht.

Daß wir C. L. Fernow den größten Raum in dieser Arbeit einräumten, ist geschehen, weil über sein Leben und Wirken kaum in den letzten dreißig bis fünfzig Jahren etwas bekannt wurde. Über Prinz Georg August ließ sich nicht mehr ermitteln, dasselbe gilt von Genzmer.

Die Verfasserin stellt täglich von neuem fest, daß in der gesamten Heimatforschung stets Südostmecklenburg (das Strelitzer Land) ausgeklammert wird. Es ist ihr Streben, diesen weißen Fleck mit ihren begrenzten Mitteln und Fähigkeiten mit neu erarbeitetem Material zu füllen. Dazu mögen deshalb auch die **B e g e g n u n g e n** in R o m dienen.

Nauwerk ist in der regionalgeschichtlichen Heimatkunde als „Gelegenheits“-Dichter und als Grafiker bekannt geworden. Er ist heute in beiden Kunstgattungen vergessen. Weil wir ihn aber als treuen Freund von Fernow erwähnten, sollen noch einige biographische Notizen über ihn und sein Schaffen folgen. Er wurde 1772 in Schönberg als Sohn des dortigen Pastors Nauwerk, des einstigen Kabinettpredigers Herzog Carls (I.) in Mirow, geboren. Später wurde Pastor Nauwerk als Propst nach Ratzeburg versetzt, wo der Sohn Ludwig auch das Gymnasium besuchte.

Die Begegnung mit dem freischaffenden Porträtisten Ludwig Fernow wurde schon erwähnt, auch daß Nauwerk Zeichenunterricht bei Fernow nahm und darin in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte machte.

So konnte er schon im Jahre 1805 an der Weimarer Kunstausstellung sich beteiligen und zwar mit einem Zyklus von Zeichnungen zu Goethes Faust. Dieses Werk wurde von der Erbprinzessin Karoline angekauft. Es erschien in Lithos in drei Heften bei der Kommeterschen Buchhandlung in Hamburg.

1841 erschienen einige Blätter bei Eichler in Berlin „Der Schild des Achilleus“ nach Homer.

Fernow muß Nauwerk in der Ratzeburger Zeit auch literarisch sehr beeinflußt haben. Es war ja damals auch für Fernow seine poetische Hoch-Zeit und Nauwerk versuchte sich nun auch in dieser Richtung. Vorerst mit klassischen „Poesien“, die zum Teil in Wielands Merkur zum Abdruck kamen.

1811 gab Nauwerk anonym ein Epos in 10 Gesängen „Psyche“, „ein alt Gebild aus Hellas ausgegraben“, heraus.

Schließlich und letztlich hat er im Jahre 1822 all seine poetischen Ergüsse in einem Buch als „Gelegenheitsgedichte“ zusammengefaßt. Sie erschienen in Neustrelitz bei Violet und sind im KWA vorhanden.

Die meisten Gedichte sind zu feierlichen Anlässen, auch höfischer Natur, geschrieben. Es sind Arbeiten aus der Zeit von 1797–1821 in dieser Anthologie.

1814 zog Nauwerk nach Neustrelitz und trat eine Stellung als Kammersekretär an, die schon nach einem Jahr mit dem Hofratstitel ausgezeichnet wurde.

Vielleicht fühlte er sich jetzt mehr denn je verpflichtet, zu feierlichen Anlässen Gedichte und Festspiele zu schreiben. In der Sammlung „Höfische Papiere“ des KWA befinden sich viele „Gelegenheits-Poesien“ aus Nauwerks Feder. Heute verzichten wir auf sie näher einzugehen, da sie sich nicht von den üblichen „Poesien“ am Hofe des 18. und 19. Jahrhunderts unterscheiden. Daneben aber hat Nauwerk in der Franzosenzeit und den Befreiungskriegen auch recht patriotische Verse mit glühender Vaterlandsliebe geschrieben, die sein Charakterbild uns wertvoller erscheinen lassen.

Hochbetagt starb er am 25. Juni 1855 im 83. Lebensjahr in Neustrelitz.

---

Wir möchten nachträglich noch mitteilen, daß das in Heft 54/55 wiedergegebene Gemälde von Karl Ludwig Fernow sich im Besitz von Pastor Konstantin von Kugelgen-Chemnitz befindet oder befand.

Die Schr.

# Der alte Student

innerlich bewegt

Worte und Weise v. G. H. Piehler

Satz v. O. Miehler

First system of the musical score. It consists of two staves: a bass staff on the left and a treble staff on the right. The key signature is three sharps (F#, C#, G#) and the time signature is common time (C). The bass staff begins with a forte (f) dynamic. The lyrics are: "Gebt her das al-te Burschen-band, ich will mich heut auf-

Second system of the musical score. It consists of two staves: a treble staff on the left and a bass staff on the right. The lyrics are: "schwingen ins Schwabentland, ins Frankenland, zu

Third system of the musical score. It consists of two staves: a treble staff on the left and a bass staff on the right. The lyrics are: "hohen, hehren Dingen. Es lockt das Blau, es lockt die

Fourth system of the musical score. It consists of two staves: a treble staff on the left and a bass staff on the right. The lyrics are: "Glut es lockt der Re-be ro-fes Blut. σ



### Der alte Student

Gebt her das alte Burschenband,  
ich will mich heut aufschwingen  
ins Schwabenland, ins Frankenland,  
zu hohen, hehren Dingen.  
Es lockt das Blau, es lockt die Glut,  
es lockt der Rebe rotes Blut.  
O Herr, laß mir's gelingen!

Im Herzen brennt die stumme Qual,  
dich einmal noch zu schauen,  
zu schweifen durch das grüne Tal  
und durch die blanken Auen,  
wo ich als loser, junger Fant  
die Freunde meiner Jugend fand,  
des Lebens Grund zu bauen.

Und kehr ich dann vom Zuge heim,  
o Herr, dann will ich sühnen  
und will im Winter wie im Mai'n  
nur deiner Liebe dienen,  
der Liebe in dem harten Streit  
um unsrer Seelen Seligkeit:  
Es siegen nur die Kühnen!

G. H. Piehler (1948)

## Die Heilige Schrift

Von Goede Gendrich

Es war vor Stralsund, als sie im Dämmer des Abends vor einem Feuer saßen und der Regen ihre Kleider näßte.

Seit der Waldsteiner sich geschworen hatte, die Festung zu nehmen, und sei sie gleich mit Ketten dem Himmel verbunden, ließen ihnen die Kaiserlichen nur selten noch Muße, ungestört vor den vier Toren der Stadt zu verweilen. Allein es dünkte sie eine starke Einfalt des kaiserlichen Herzogs, die Stadt zu Lande anzugreifen, selbige doch zur See sechs Tore offenhielt, durch welche die schwedischen Koggen und Briggen genug der Nahrung brachten. So aber machte ihre Fortifikation sie zu einer der vornehmsten Festungen, die, so glaubten sie, weder über den Magen noch über die ihr vorliegenden Gräben und Teiche zu Fall gebracht werden konnte. Hatte die Stadt auch mancherlei Probe des kaiserlichen Geschützes auszustehen, so war sie doch, ungeachtet so starken Anklopfens, nicht gewillt, die Tore zu öffnen, und gewiß der Hoffnung, daß nicht Haß noch Hunger die Hand über sie gewinnen würde.

Ihrer vier saßen sie vor dem schwarzen Gebälk eines niedergebrannten Hofes. Nachdem sie sich während drei Tage und Nächte mit den Waldsteiner Knechten herumgeschlagen hatten und selbige zum öftern in schier bedrohliche Nähe der Tore geraten waren, stand es seit dem heutigen Abend ruhiger. Nicht daß sie den Feind im Abzug begriffen glaubten, nein, härter denn vorher würde er gegen die Wälle laufen, sobald er in kurz zu erwartender Fertigkeit seine Haufen aufgefüllt und auf ein neues gruppiert.

Bisweilen warf der Jüngste von ihnen etliche Sparren Holzes auf das glimmende Feuer. Dann blickten die anderen seiner Hantierung aufmerksam und mit der Teilnahme einer solchen Verrichtung Verständiger zu. Sie sprachen es nicht aus, ihre beifallenden Blicke aber verrieten sichtlich, daß sie nicht besser den wärmenden Brand so zu halten vermocht hätten, daß weder sein Schein noch sein aufsteigender Rauch den feindlichen Knechten in die argwöhnenden Augen und Nasen stieß; waren doch mehr als einige Zehntausend gegen sie auf die Beine gekommen und galt es doch, deren Bewegungen beizeiten in Sicht und Gehör zu bringen.

In solchem lagen sie im Feld und argwöhnten scharf und in aller Achtung, wengleich sie, ihrer Wache zugehörig, noch zween Knechte vorgeschoben wußten, denen geboten war, Lärm zu schlagen, sofern ihre Not einen solchen Umstand erforderte.

Als der Trommelbube zum anderen Mal das Feuer nährte, war die Nacht über das Feld gekommen und eine Eule schrie über ihnen von der Esse, selbige nackt und schwarz aus den Trümmern in die Dunkelheit stieß. Kijip-kuit schauerte es hohl und warf ein Frösteln über die Männer, die schweigend in die schwelende Glut starteten.

Der Trommelbube griff mit schmalen Augen nach dem Schrei, solcher sich aus der Nacht gleich wie aus abgründiger Tiefe erhob und in dunklen Wellen verrann. Morgen dachte er, was würde morgen sein? Vorgelagert lag die Nacht dem Kommenden, und wenig gut schien ihm der Ruf des Totenvogels darin zu stehen. War nicht vor wenigen Wochen eine Nacht wie diese gewesen und hatte nicht der Tod folgenden Tages ihrer viele getroffen?

Die Augen Frieders tasteten über die schweigsamen Männer und blieben an der Narbe hängen, die breit und in flammender Röte das Gesicht Simon Blachs schrägte und es unter dem Feuer noch fürchtiger gestaltete, als es ohnehin gestaltet war. Sie blieben daran hängen, und ihr Glanz verbarg nicht die Liebe, solche sich in Dankbarkeit einem Menschen hingibt, selbiger ihr einen gewichtigen Grund hierfür zu geben vermocht hatte.

An jenem Tag, vor selbigem das Totenmännchen in einer gleich schwarzen Nacht gemahnt hatte, waren die Waldsteiner über sie wie der Rauk über die Bläßen gefallen und hatten ihrer viele erschlagen. Als einer von ihnen dem Frieder die Trommel vor dem Leib zerschlug und das Schwert über ihm schwang, war Simon Blach neben den Jungen gesprungen und hatte mit seinem Blut bezahlt, was jener also hitzig von dem Jungen gefordert.

Seit Simon Blach für ihn seinen Leib daran gesetzt, stand Frieder außerhalb jeglicher Furcht und trachtete, es jenem gleichzutun und nie nichts zu fürchten denn den Herrn. Sintemal ihm Simon als ein Knecht Gottes erschien, der dem reinen Glauben anhing, wie ihn der selige Mann Christi, Doktor Martinus Luther, den deutschen Völkern in der Heiligen Schrift gegeben, selbige auch Simon bei sich führte, Welch Weges er auch immer durch Schlachten und Schlendrian ging.

Als Frieder seine Augen von dem wilden Antlitz dieses Mannes nahm, blieb ihm etwas im Hirn haften, dem er keine Deutung zu geben vermochte, von dem er aber meinte, daß es in Frage und Mißtrauen um jenen dritten Mann kreiste, selbiger unter dem Namen Rindsmaul vor drei Nächten zu ihnen gefallen war.

Ob dieser Mann auch gleich guten Willens war, seine Sache unter die ihre zu stellen, mochte ihm niemand günstig sein, bevor nicht Trunk und Treffen sie einander hatte erkennen lassen. Schien dem Frieder solches in den derzeitigen Läuften ohnehin erforderlich, so war es um dieses mehr das Wesen des Mannes Rindermaul, welches sie widrig und von zwiedoppeltem Klang dünkte. Mochte auch von ihnen niemand zu sagen, wes eigentlicher Ursache ihr Sinnen war — sein flatterndes Auge, sein lästerndes Maul, das die Worte der Bibel gleich Zoten auf breiter Zunge zermahlte, sein Prahlen, prachernd um Blick und Beifall, oder sein fahles, fettendes Haar, wie es Frieder angewidert zu meinen glaubte —, so hielten sie doch füglich die Worte hinter den Zähnen, ehe sie ihnen freies Geleit vor dem Rindsmaul gaben.

Nickel Egbert hingegen, der vierte in ihrer Runde, schien ein großes Ansehen zu haben vor denen, die täglich um ihn waren. Geraden Wuchses, angetan mit Baret, Plümage, Wams und pluderndem Beinkleid, blickte er aus blanken Augen um sich, ein gerechter Knecht ihrer Fahne, der er nachlief, seit er vor Zeiten mit Simon Blach in gleicher Armut dem gleichen Dorf entlaufen war.

Indem die beiden solcherart von gleichem Herkommen waren, leisteten sie einander jeglichen Vorschub und förderten des anderen Dinge, wo immer die Gelegenheit sich hierzu ergab. Ihre Bruderschaft raubte allen anderen den Vorzug, also daß sie dem Frieder die ersten schienen unter dem Fähnlein, selbiges der Talburger vor Jahresfrist aufgeworfen hätte.

Unvermerkt hatte sich der Trommelbube den beiden mehr und mehr zugetan, wie es eben im Leben geht, wenn ein junger Trieb nach Licht dürstet und seine Arme um den Stamm schlingt, dessen Krone ihm am höchsten erscheint, und sei es selbst an dem, daß der Stamm mürbe und seine Wurzeln faulig sind. Gewiß hing der Frieder unangesehen dessen dem Blach an, sahen doch seine Augen durch den gebogenen Spiegel eines einfältigen Herzens, wie es einem jungen Burschen wohl ansteht, der seine Träume verzerrt vor das Leben stellt und jedwede Gestalt mit einem Licht überwirft, das doch nirgends anders seinen Ursprung hat denn in der eigenen Seele.

Blach und Egbert hingegen sahen im Frieder eine fromme Torheit, die ihnen vor Zeiten selber zu eigen gewesen, sie aber, weniger zu ihres Leibes als zu ihrer Seele Schaden, schon früh verlassen hatte. Nun eine solche alltäglich in aller Unschuld aus den Augen des Buben zu ihnen aufbrach, blieben sie gerne davor stehen, um ihr in schwerfälliger Verlegenheit und mit gutmütiger Gebärde zu begegnen, gleich einer Erinnerung, die immer noch mit knabenhaften Schritten ihrem rauhen und mühseligen Weg nebenherlief.

Als die dritte Stunde dieser Nacht zur Hälfte vertan war, trat der Talburger auf der Ronde zu den Knechten. Außerhalb einiger Anweisung, die den in aller Frühe zu erwartenden Anfall der Kaiserlichen betraf, zeigte er sich den vier Knechten in jeder

Weise ziemlich. Wohl bat er sie sardonisch, den Nachen Charons nicht anders denn in Begleitung vieler verblichener Feinde zu besteigen, ansonsten aber gab er ihnen unter dem Schutz einer inzwischen vorgeworfenen Rotte genugsam Muße, sich bis vor den Morgen der eigenen Dinge anzunehmen.

Wer seine Seele zur Verantwortung vor dem Stuhl Gottes abfertigen wolle, meinte der Talburger spöttisch, möge ein solches tun; er hingegen hielt es für besser, über dieses nicht das Wohl des Leibes zu veräußern und dergestalt das eine mit dem anderen verbündlich zu machen, daß die Seele nicht mit Ach und Weh einem ungestärkten Leibe entfleuche. Unter solcherart Reden reichte er ihnen etliche Flaschen Faerner und hieß sie, selbige bedachtsam zu trinken, gössen sie ihnen doch die heiße Glut Kampaniens in die Adern. Nach diesem verabschiedete er sich und fügte seinem Gruß die Beteuerung hinzu, daß er sich des gewöhnlichen Sieges verhoffe, welcher gestalteter Lage der nächste Tag auch immer sein möge.

Als die Knechte nun selbiger Stunde und Ortes den Wein in ihre Becher schütteten, geschah es in Bälde, daß ihnen, je mehr sie ihre Kehlen an dem feurigen Gewächs Italiens divertierten, die Worte wahlloser über die Lippen liefen. Dieweil aber kein Mann, so er den Becher schwingt, seiner Seele ein Schloß anhängt, vielmehr frei und frech an das Licht hebt, was ansonsten in Tat und Tun befangen bleibt, stehen unter dem Trunk härter im Raum und einander stoßend die Sätze, daß jeder bekenne, wes Geistes er sei und wes Weges er zu wandern gedenke.

Dieses geschah alsbald unter den Knechten. Doch es geschah in unterschiedener Art, also daß Simon Blach schwieg, wenn das Rindsmaul prahlte, während die beiden anderen von Zeit zu Zeit ein zweifelndes Wort in den Strom des Gespreizten warfen und sich erlustigten, wenn seine Rede vor derart spöttischen Einwüfen gleich einem Wasser aufbrauste, solches sich schäumend über Stau und Steine wirft.

Der Spott aber ist eine grausame Kandare im Maul des Prahlers; sie beißt ihn, daß er immer höher in der Vorderhand steigt und sich aufwirft, den, der da spottet, mit harten Hufen zu treten. Da aber auch in solchem ein mahlendes Maulwerk keinen anderen Brei zu kauen vermag als den seiner täglichen Kost, blieb dem Rindsmaul als einziges, den Brei noch schärfer mit dem Unflat lüsternen Dünkels und geilsüchtiger Dummheit zu würzen.

Selber die Schandfrucht eines unehelichen Bettes, brannte er vor unzüchtiger Begierde, allen Weibern den Gürtel der Keuschheit zu entreißen und mit dem Lasterwasser seiner Brunst jede Flamme zu ersticken.

„Duckt euch, ihr Lotter!“ lärmte er gröhlend vor den dreien. „So euch ein Luder vor dem Leib liegt — laßt ihr euch den Kitzel vom Pfaffen vertreiben, he!“

Unwillig warf Nickel Egbert seine Worte dagegen und hieß den Hergelaufenen seine Schamlosigkeit dämpfen. Habe ihn auch Luzifer im Bett der Furien gezeugt, so stünde es ihm doch nicht an, vor dem Trommelbuben so gottlose Rede zu führen. Doch als er um Beifall heischend auf Simon Blach blickte, sah er diesen den Wein gleich Wasser in den Hals stürzen, und er wunderte sich dessen.

Tückisch blickte Blach; seine Augen griffen in Haß und schier saugend nach dem Gesicht des Gespreizten. Trotzdem und ungeachtet dessen strich er ihm nunmehr ein Dutzend Worte süß um das Maul.

„Was soll's?“ fragte sich Nickel Egbert. Wollte Blach das Rindsmaul dergestalt zu weiterer Rede verlocken? Suchte er nach weiterem Unrat, mit dem dieser Schandkübel bis zum Rande gefüllt war?

Frieder aber wußte dem Geschehen keine Deutung zu geben. Gewiß stand Blach in seinem Willen sichtlich wider den Wüstling, doch verwirrte es den Buben, daß jener dem Lumpen nicht alsogleich die Faust in das lästernde Maul schlug, wie es anderen Ortes und Falles gewöhnlich gewesen wäre. Also ratlos und in großer Not fragte sich der Bube, wes Fürnehmens Simon Blach sein mochte, da er einen Weg ging, der doch voll Kotes war und weitab von den Wegen anderer Tage. Es wurde ihm schwer, sich

außerhalb jeglichen Zweifels zu stellen und in diesem noch den Glauben zu bewahren, daß letztlich das Rindsmaul seiner Büberei halber vom Blach so gemessen würde, wie es sein Unmaß erforderte.

„Das lasse ich sein“, stachelte Simon Blach das Rindsmaul an und fügte hinzu: „Besser ist's halt, den Kitzel vom Weibe denn vom Pfaffen vertrieben.“

„Duckt euch, Brüder!“ schrie der Zugelaufene. „Es ist einer nicht besser denn der andere. Ob Hure, ob Heilige — die Weiber zieht's alle an den Honigbaum, daraus sie ihre Ankunft genommen. Nicht weniger gern schlecken die Männer am Kuchen, darin sie vor Zeiten gebacken. Hört doch die Weisheit Hoseas, also geschrieben steht im sechsten Kapitel: ‚Ich habe Lust an der Liebe‘ und die Weisheit Salomos, solches im fünften seiner Sprüche: ‚Süß sind die Lippen der Hure wie Honigseim, und ihre Kehle ist glatter als Öl‘. — Wußt'n und lobten es jene und nahmen sie ihre Weiber in fleischliche Dienste, was Wunder, wenn wir es nicht schlechter vermögen!“ Und grinsend, gleichsam seinen Unflat begründend, setzte er solchem das Wort nach: ‚Ein Betrübler hat nimmer einen guten Tag‘. — „Also saufet, Brüder, und laßt uns der Liebe pflegen und buhlen bis an den Morgen, denn so macht ihr das Leben genossen und stehet beizeiten im Paradiese!“

Da diese Worte auf den Frieder gleich Ruß fielen und er unter dem Brodem zu ersticken glaubte, der also düster auf sein Herz schlug, warf er sich auf, durch das Wort Gottes dem Frevler eine gemessene Antwort zu geben. Zu diesem griff er beherzt nach der Bibel Blachs, die greifbar im Schnappsack dessen neben ihm lag. Da aber erschien es dem Frieder ohnbegreifbar, daß Nickel Egbert ihm, noch ehe Simon Blach den Vorsatz begriffen, die Bibel entriß, sie dem Blach zuwarf und selbigem hastig und höhnisch bedeutete, bald besser das Buch zu bergen, dem doch der Schatz aller Christen zu Grunde läge. Und ohnbegreifbar erschien es ihm, daß Blach alsbald bösen Blickes die Bibel verbarg.

Dunkel stand die Nacht und nahe dem schwelenden Feuer, undurchdringlich und gleich einer Wand. Dennoch vermochte sie nicht die Männer zu binden und in den Kreis zu bannen, der also eng um ihre Leiber lag. Allzu weit klafften die Gründe zwischen den vier Knechten, das Wissen und Nichtwissen um Dinge, die wohl bewahrt sein wollten und dennoch drohend einen jeden von ihnen bedrängten.

Als Nickel Egbert auf den Buben blickte und dessen Augen hilfeheischend auf ihm lagen, schmerzte es ihn, den Jungen in einem so grausamen Zweifel zu wissen, und seine Gedanken liefen zurück durch die Nacht bis zu einem Tag, der ihn und Simon Blach in einer anderen Not gesehen hatte:

Um eines Weibes willen hatte Simon Blach geraubt, was immer ihm an Schätzen unterkommen war. Um eines Weibes willen hatte er diesen Raub bei sich getragen, von jeder Stunde erneut in die Unruhe geworfen, dessen verlustig zu gehen, was von ihm unter allen Nöten der Seele und des Gewissens also schwierig erworben war. Bis sie vor dem Sturm auf Stendal mit anderen vor einem Pfaffen gestanden waren, daß er ihren Kampf segne und ihrer Sünden ledig spräche. Der Pfaffe aber hatte das Wort Gottes also gepredigt: „Siehe, es lieget zu Grunde der Heiligen Schrift Gottes ein Schatz, selbigen zu wahren eines jeglichen Christen führnehmste Pflicht ist.“

Hernach aber hatte Simon Blach, bis dahin der Furcht verfallen, es möge einer seinen Schätzen hinterkommen, in die Tat gesetzt, was ihn mit den Worten des Pfaffen frevelnd und in hohnvoller Vermessenheit überfallen: Er hatte das Buch Gottes des Schatzes Christi, seiner Jünger und Propheten beraubt, er hatte es seines heiligen Inhalts entleert, seine Blätter dem Feuer überantwortet und dem also enthöhlten ledernen Gewand den Schatz eingefügt, den er raubend errafft, gewiß, daß niemand in ihm selbigen finden werde.

Seither war diese dergestalt geschändete Schrift seine ständige Gefährtin gewesen, und Nickel Egbert, wissend um die Not, solche ein Weib über Blach geworfen, vermochte über dieses nicht anderes zu denken, als daß es andernorts die Menschen

gleicherweise treibt, ihrem sündigen Tun den Namen Gottes umzuhängen, um also ihre Laster vor den Augen der Welt zu verbergen.

Dennoch kränkte es Nickel Egbert, dem Frieder in diesem nicht anders begegnen zu können, als er es getan hatte. Doch was immer er auch tun würde, es mußte die Wahrheit, solche hinter seinem Handel, hinter dem Blach und dessen Bibel stand, die fromme Torheit des Knaben erschlagen, also daß dieser des reinen Glaubens an die Menschen, an Simon Blach und auch an ihn verlustig gehen würde. Solchem immer noch zu begegnen, stießen sich seine Gedanken an der Nacht, die ihn und seine Gefährten also eng in ihren Kreis geworfen hatte.

Während das Rindsmaul nach wie vor seinen Balg in den stinkenden Lachen seiner verderbten Lust sühlte, tastete Simon, lauernd und lauschend, nach dem Klang und der Farbe dessen, der da vor ihm soff und mit stampfender Stimme prahlte. Da er aber nicht mit Sicherheit dessen habhaft zu werden vermochte, was er also eindringlich suchte, wandte er sich von dem Rindsmaul ab und schritt über viele Jahre zurück, bis ihm eine Zeit begegnete, in der vor ihm eine Jungfer stand, welche ihn gut dünkte und schön, also daß er sie zum Weibe begehrte.

Gewiß hätte sie sich ihm frohen Herzens auf dem ehelichen Beilager verbunden, doch stand solches dem Willen ihres Vaters entgegen, der sich als Herr eines reichen Hauses die Torheit schuldig zu sein glaubte, nur einem gleicherweise goldenen Käfig die einzige Frucht seiner lahmen Lenden zuführen zu müssen.

„Pracher gleich dir“, hatte der Händler damals höhnisch gemeint, „sollten nicht in ein Bett steigen, darin zu schlafen nur einem Habhaftem, nicht aber einem Schmalhans und Schmachtdarm ansteht.“

Über dieses war er mit dem Händler in ein übles Vernehmen geraten und war auf und davon gegangen, absonderlich er gewährte, wie jener einem eitlen und liederlichen Kurtius fleißig die Türen öffnete, also daß diesem gefälligen Gauch in Aussicht gestellt war, was ihm seiner Armut halben hämisch verhängt wurde. Da er jedoch den Aufbruch in seinem Herzen nicht zu stillen vermochte, nahm er sich vor, nach Jahr und Tag erneut vor den Händler zu treten, um ihm redlich zu zahlen, was jener aus dem Blut seiner Lenden zu ziehen gedachte.

War er solcherart um seine Liebe zum Lumpen und zum Wolf unter dem Wild geworden, so zog Jahre hernach ein einziger Tag seinem wüsten Tun eine grausame Summe:

Als er zum andernmal vor dem Alten stand, nunmehr habhaft eines sichtlichen Säckels, solchen er, nach dem Weibe heischend, der geschändeten Bibel entnahm, wurde ihm beschieden, daß Schicksal und Schuld vieles zum Bösen gekehrt, also daß Kriege und sinnlose Kraft auch jenes zerstört, was einst das Leben des Händlers in Anmut und Pracht gestalt hatte.

Was hießen ihm heute noch Schätze, greinte in Einfalt der Greis; seit jener Kurtius, dem er schier selber die Kammer geöffnet, sein Kind gewaltsam und auf die verfluchteste Art gebraucht, säße sie, selbige das Licht seines Lebens gewesen, in der Dunkelheit eines verwirrten Gemüts, obenhin noch beschwert mit der Schandfrucht, die jener Lastergur und Schönbart ihrem lieblichen Leib entnötigt. Wolle Gott jenen zum Aas werden lassen, ehe er selber die Zahl der Entseelten vermehre, jammerte der Alte und bewegte sich dabei mühsam durch die Armut, die ihm in Gestalt einer kümmerlichen Kammer von allem Glanz und allem Reichtum verblieben war.

Als Blach den Alten in aller Bündigkeit nach der Tochter fragte, stand dieser einer solchen Frage heftig entgegen, und nichts vermochte das Mißtrauen zu zerstreuen, daß jener jedem entgegenbrachte, wie immer dieser seine Teilnahme an den Dingen des also betroffenen Mädchens auch bekundete. Angesichts der sichtlichen Trübung des Greises war es Blach ohnmöglich, sich mit Gewalt wider dessen harte Bosheit zu legen, sintemal selbiger auch des Goldes, das er ihm zur Fristung bot, kreischend und mit vielerlei Kränkung entsagte.

Viel köstlicher Zeit hatte Simon Blach also verloren und mit ihr die fröhliche Einfalt seines Herzens, da er diese mit dem Geiz und der Gier verwechselt und doch nichts dagegen zu tauschen vermocht hatte als einen Acker, dem nicht mehr die Früchte der Liebe, wohl aber Disteln und Dornen entsprangen. Einzig der Schatz hing ihm noch an — und der Haß gegen jenen Kurtius, der das Mädchen schändlich in Schimpf und Schande gebracht. Sinnlos erschien ihm fürder das Gold in der Bibel, und ob er gleich selbiges nicht von sich warf — blieb es doch die Summe von Jahren der Not gleichwie von Jahren der Hoffnung —, so mehrte er es auch nicht. Eines aber trug er zum anderen, Nacht um Nacht und in jeder einsamen Stunde des Tages: das Leid seiner Liebe. Bis seiner Seele immer grausamer der Haß entwuchs. —

Immer noch saß der Trommelbube schweigend und verstört unter den dreien. Als ihm Nickel Egbert den Wein zuwarf, daß er tränke und die Fragen, so seine Seele peinigten, im Trunke ersöffe, wies er es ab, solcherweis sich und den anderen gefällig zu sein. Traurig betrachtete er das Treiben Simon Blachs, dessen Augen immer starrer nach dem Rindsmaul griffen und dessen Ohren immer mehr nach den Huren zu hungern schienen.

„He, Rindsmaul, was soll es dir gelten? Ich wette, du weißt von Weibern aus Gassen und Gossen; der Vornehmen aber hast du noch keine Festung genommen!“

„Iß Honig, mein Sohn“, lallte trunken der Lästere, „denn er ist gut, und Honigseim ist süß in deinem Halse!“

„’s wird schon ein rechter Honig sein, solchen du von den Huren geschleckt“, knurrte Blach böse.

„Denn die Lippen der Hure sind süß . . .“

„Halt’s Maul, du Rindvieh! He, was gilt dir die Wette? Mich dünkt, dein Verstand gleicht dem Nichts deiner Rede.“

„Ein verständiger Mann trägt nicht Klugheit zur Schau“, kicherte das Rindsmaul und stierte blöde in das Blaken der Flammen.

Nickel Egbert mußte lachen. Doch zum andernmal schlug Blach nach dem Blöden und peitschte ihn an: „Pracher! Du prahlst mit Broten, solche vor dir zehn andere zerkaut.“

„Duckt euch, Brüder!“ fuhr da der Trunkene auf. „Denso will ich euch ein Stückchen erzählen. Heizet der Blach mich solcherart an, wie sollt ich auf Kohlen gehen, daß meine Füße nicht verbrannt würden?“

Und es spreizte sich das Rindsmaul zu einer lüsternen Rede, sein Maul troff von Zoten und sein Dünkel wußte sich kaum mehr zu lassen: Vor Jahren sei es gewesen und gar prächtig die Tochter des Alten, selbiger als Herr eines reichen Handels ihm eigens den Weg zu der Jungfer gewiesen. Da hätte wohl mancher das Maul geschleckt, derselben die Linke unter das Haupt zu legen, um mit der Rechten das Weiblein zu herzen. „Siehe, mein Freund, sie war schön und lieblich, und unser Bett grünte. Es rochen ihre Salben köstlich, ihr Name war eine ausgeschüttete Salbe, und ich liebte die Jungfrau. Der Alte aber strich um unseren Käfig, darin ich es mir wohl sein ließ, kein goldener Vogel, wie jener es meinte, der seiner Taube einen gülden Hahn zu bringen gedachte, doch kraftvoll ein Feldlein bestellend, selbiges noch nie zuvor ein anderer betreten.“

Wenngleich ihn solche Rede auch unleidlich peinigte, steuerte Simon Blach doch mit hartem Bedacht seine listigen Worte in den schäumenden Strom des Wüstlings. Mochten auch Frieder und Nickel darüber in Zweifel geraten und Böses als Ursache seines Handels fürwenden, er sah solcherweis seine in vielen Jahren genährte Hoffnung sich füllen und streichelte den gottlosen Gauch und rührte ihm die Schellen, bis der Narr mit lautem Halse preisgab, was er besser hinter den Zähnen verwahrt hätte: die Stadt und den Namen des von ihm schändlich beschlafenen und mit der Schandfrucht seiner Lenden belasteten Weibes.

Es war ihr Handel eine Rede, welche die Worte gewichtig auf eine Waage warf, solcher an einem Ende ein Kübel hing, der, seinen Unrat ergießend, immer höher sich

hob, am anderen aber eine Schale, welche die Last einer sie mehr und mehr füllenden Hoffnung und eines sich endlich bewußt werdenden Wissens senkte. Als die Schale den Boden berührte und der Kübel, stinkend und seines Kotes entleert, in aller Höhe gleich wie am Galgen hing, wurde der Kreis, solchen die Nacht um die Männer gelegt, jach von einem flammenden Licht durchschnitten. Und es schien, als spalte ihn ein Schwert, dem zur einen Seite die trunkene Erbärmlichkeit des endlich erkannten Kurtius, zur anderen aber der wutdrohende Schrei Simon Blachs stand.

Bevor jedoch der Schrei Simons, maßlosen Zorn und ungezügelten Hasses voll, über die Schneide des Schwertes sprang, bevor seine Faust nach dem Schwert griff, um dem, der die Geliebte geschändet, den Garaus zu machen, zerschnitt der jagende Ruf eines Hornes die Nacht, klirrend ergoß sich der Lärm der Schlacht über das Feld und wirbelnd warf das Gefecht die Knechte weit voneinander vor die feindlichen Waffen.

Noch einmal hatte der Waldsteiner den Sturm angeschlagen und sich mit grausamer Gewalt wider die Stadt gelegt. Die Knechte sahen sich alsbald zwischen den Toren und Teichen in einem harten und blutigen Kampf. Grausam spie das Festungsgeschütz die Stückkugeln in die dichtesten Haufen, und gar mancher verfuhr des Todes, bevor er seine Seele einem besseren Los empfohlen hatte.

Frieder war unter dem wilden Anlauf der Kaiserlichen neben dem Egbert gestanden, er hatte die Trommel gerührt und als Bube der heißen Stunde gegeben, was sie also hart von Männern forderte. Als sie sich unter das ostwärtige Tor gedrängt sahen, waren sie es sonderlich froh, daß ein starkes Fähnlein der Bürger aus den Schanzen hervorbrach und sie in wildem Ausfall aus den bereits triumphierenden Händen der Feinde rettete.

Um die Mittagsstunde hatte der Feind alles Vorfeld in seinem Besitz, und viele hatten seine Tapferkeit mit dem Leben bezeugen müssen. Etliche Stunden hernach aber hatten die Belagerten die Glut des Sturmes gedämpft, und der also übel begonnene Tag hatte ein anderes Ansehen bekommen. Noch vor dem Abend trieben die Bürger den Waldsteiner samt seinen Knechten weit über das Vorfeld hinaus in das Land, und es erschien gewißlich, daß mit diesem dem hitzigen Herzog, der sich seit Jahren ohne Brigg und Kogge ‚General des Ozeanischen und Baltischen Meeres‘ nannte, die Festung für alle Zeiten versagt war.

Als nach überwundener Schlacht der Nebel über den Teichen hing und der Dämmer sich aus den Gründen hob, stapften Egbert und Frieder über das abendliche Feld, auf dem gleich blutigen Garben einer schauerlichen Ernte die Wunden und Toten des Tages lagen. Ein Vogel hob sich mit weichen Swingen vor ihren Füßen auf, das Heulen eines Hundes ertrank in den schlagenden Flammen eines Dorfes, das Gelächter eines Trunkenen flackerte über das Land. Müde, doch gleichsam getrieben, schritten sie über das blutige Feld und legten ihre suchenden Blicke auf einen jeden, der ohnbeweglich und nunmehr unbekümmert um die Farbe der Fähnlein vor ihnen lag. Sie starrten einem Toten in das bleiche Antlitz, bis selbiger seinen Blick zu ihnen aufhob und mit heiserer Stimme um einen Trunk flehte; sie labten einen Dürstenden, bis dieser seine fliehende Seele in den leeren Becher hauchte; einen sahen sie tot in seiner Kutte liegen, der noch am Tage zuvor seines christlichen Amtes gepflogen hatte. Bis ihrem Suchen um ein wenig weiter ein Halt gegeben war, an dem sie doch keine Stütze fanden, vielmehr sie niederbrachen, ob sie auch gleich mannhaft gereckten Rückens sich davor auf den Knien steil und in allem Stolz verhielten.

Das aber war dieses:

Unweit einer einsamen Weide, die ihre traurig hangenden Zweige über ein düsteres Wasser bauschte, lagen zween Männer. Ihre Leiber lagen am Ufer, gelöst und hingegen der abendlichen Erde. Der ersterbende Tag hatte die beiden Toten in seinen dämmerfarbenen Mantel gehüllt, so daß es schien, als lägen ihre Leiber unter der Weide wie unter einem Segel, solches den Nachen Charons in die dunklen Tiefen der Unterwelt treibt.

Ohne Bewegung verharreten sie vor den beiden, und die Töne der aufkommenden Nacht verwehten vor ihnen, als sie also versunken an das Leben dachten, das jene so unterschiedener Art zu Satz und Gegensatz in einen Kreis geführt hatte, der selbst jetzt noch voller Rätsel die beiden umspannte — lag doch in magisch gezogener Mitte zwischen Simon Blach und dem Rindsmaul die Heilige Schrift.

Und wiederum war Nickel Egbert in die Not geworfen, zu wissen, was immer er auch tun würde, es mußte die Wahrheit, die hinter Simon Blach und seiner Bibel stand, die fromme Torheit Frieders gleich wie mit Keulen erschlagen, also daß dieser des reinen Glaubens an den Menschen Simon Blach verlustig gehen mußte. Hatte des Buben Herz bereits zuvor unter dem listigen Handel Blachs eine harte Probe auszustehen und hatte der Zweifel den Buben also übel traktiert, daß ihm erst mit dem ausbrechenden Zorn Simon Blachs das Glück berechtigter Hingabe an diesen Mann bestätigt wurde, so dürfte nunmehr nichts gegeben sein, was dem Buben zum abermaligen Zweifel gereichte.

In diesem nun wollte Nickel Egbert die Bibel Simon Blachs ohnvermerkt mit den Füßen in die vom Regen und zahllosen Hufen erweichte Erde treten, lieber die Schätze denn die Seele des Buben dergestalt zerstampfend.

Da aber sprang Frieder zwischen die beiden Toten, sein Schrei warf ihn zurück, und ehe er es zu hindern wußte, hob der Bube die Heilige Schrift aus dem Schlamm des Ackers, um sie sorgsam als letztes Vermächtnis Simon Blachs zu bergen. Ihre Blicke begegneten einander und ihre Körper verharreten regungslos, als sie sich mit den beiden Toten in dem engen Kreis auch dieser nun über sie geworfenen Nacht fanden. Ohnmächtig und kraftlos der eigenen Glieder sah Egbert den Buben, scheu und doch gehalten eines hohen Befehls, das Buch öffnen und diesem, funkelnd im Licht der steigenden Sterne, die sündigen Schätze entfallen.

Die Zeit schien erstorben und der Wind, der eben noch die Blätter der Weide gerührt, auf seinem Weg einzuhalten, als also ein Mensch, ein Knabe, zum erstenmal dem Leben eine nachhaltige Antwort schuldig wurde. Das Leben aber hatte seine Frage inmitten des Kreises undeutbarer Widersprüche und von keinem Verstand zu erfassender Augenscheinlichkeiten auf die Schneide des Schwertes gestellt, dergestalt daß es zwischen dem Ja zur Rechten und dem Nein zur Linken keinen Ausweg mehr gab. Es schien Egbert, als läge des Buben Herz auf der Schneide des Schwertes, und die Schärfe des Zweifels grübe sich tief in sein zuckendes Herz. Und er erkannte nicht, daß es sein eigenes Herz war, das sich unter dem Zweifel wand, ob der Bube auch das Ja über das Nein zu ordnen wisse.

Frieder aber löste sich mit einem wehen und verächtlichen Lächeln aus der Gebärde, in die ihn die Offenbarung dieses seltsamen Buches geworfen hatte. Er hob die ihres Inhalts entleerte Bibel mit gereckten Armen von sich — und warf sie dem toten Rindsmaul zu, gleichsam mit dieser Bewegung die Frage entscheidend, die das Leben also fordernd an ihn gestellt hatte. Ein Seltsames lag in dieser Bewegung: Die schwere Kraft der Erde bestimmte ihre fallende Bahn, doch nicht minder schien sie gelockert in der Erlösung aus einer harten Bedrängnis, also daß es rührte, ihrem reinen Bogen mit den Augen zu folgen. Aus ihrer Höhe über dem blutigen Scheitel Blachs fiel sie gleich einem harten und für die Ewigkeit gefällten Spruch auf das verendete Rindsmaul, gerichtet in diesem aus der rechtlichen Erkenntnis eines reichen Herzens.

Als Nickel Egbert sah, daß Frieder das Recht nicht aus toten und unvernünftigen Dingen leitete, hingegen ein jedes in seinem Herzen mit dem Leben verband und offensichtlich die geschändete Schrift in der Folgerung allen gehörten Unflats, aller Zoten und lästernden Bibelsprüche dem toten Rindsmaul zu eigen sprach, wurde er, unangesehen des toten Blachs, von Herzen froh. Und als ihn der Bube fragte: „Wo aber mag die Bibel Simon Blachs sein?“, begegnete er ihm sogleich mit der freudigen Antwort: „Laß uns suchen, Frieder! Das brennende Dorf wirft genügend Licht auf das schwarze Feld.“

Suchend umschritten sie die beiden Toten und warfen ihre Blicke auf jede Scholle, die der eiserne Pflug des Krieges unter dem Vorspann unzähliger Füße aufgeworfen hatte. Nickel Egbert aber wandte sich alsbald im Dämmer der unter dem Licht des brennenden Dorfes düster schattenden Weide ohnvermerkt dem erschlagenen Pfaffen zu, dessen Kutte vor einigem ihren suchenden Blicken begegnet war.

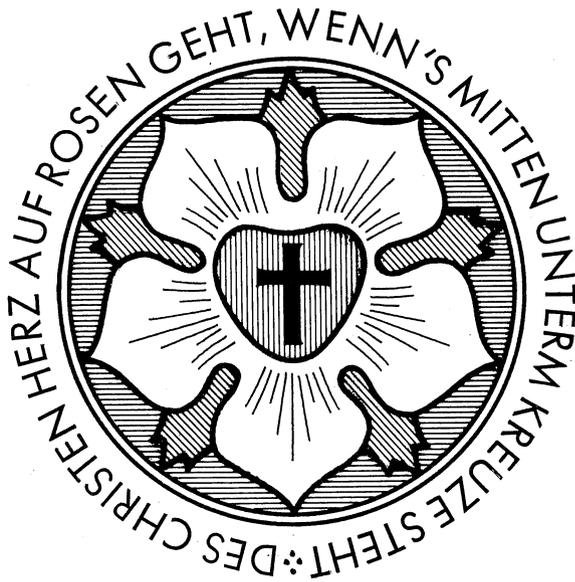
Hier nun geschah es, daß der Ring, selbiger immer noch um die vier Knechte gezogen war, zerbrach und die Lebenden wie die Toten ihren endlichen Ausgang fanden: Indem Nickel Egbert dem verblichenen Pfaffen die Heilige Schrift vom ledernen Gürtel löste und er den Frieder sie um ein wenig später unter dem erkalteten Blach finden ließ, tat er rechtens, was in solchem also gerecht das Schicksal von einem jeglichen Menschen fordert.

Wenige Wochen später erwarb Frieder leichthin die Bewilligung des Talburgers, das Fähnlein für etliche Zeit zu verlassen, um gegen Süden zu reiten und den unheiligen Schatz des Rindsmauls dem mit der Schandfrucht dieses Wüstlings beladenen Weib zu bringen. Das Gedenken an den tapferen und gerechten Mann Simon, dessen Heilige Schrift er als teures Vermächtnis am Gürtel zu bewahren glaubte, gab seinem Pferd die Sporen.

---

„Es hat Bewegungen in dem menschlichen Geschlecht gegeben, wodurch den Gemütern eine Richtung nach einem Ziele hin eingepägt worden ist, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Gestalt gewonnen haben. Wenn in diesen Bewegungen das Gesetz der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar ist, wenn sie von demselben eingeleitet und fortgeführt worden sind, so fühlen wir uns in der ganzen Menschheit erhoben, wir fühlen uns menschlich verallgemeinert, wir empfinden das Erhabene, wie es sich überall in die Seele senkt, wo durch unmeßbar große Kräfte in der Zeit oder im Raume auf ein gestaltvolles vernunftgemäßes Ganzes zusammen gewirkt wird. Wenn aber in diesen Bewegungen das Gesetz des Rechtes und der Sitte nicht ersichtlich ist, wenn sie nach einseitigen und selbstsüchtigen Zwecken ringen, dann wendet sich der Menschenforscher, wie gewaltig und furchtbar sie auch sein mögen, mit Ekel von ihnen ab, und betrachtet sie als ein Kleines, als ein des Menschen Unwürdiges. So groß ist die Gewalt dieses Rechts- und Sittengesetzes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden ist, doch endlich allezeit siegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen ist. Ja, wenn sogar der Einzelne oder ganze Geschlechter für Recht und Sitte untergegangen sind, so fühlen wir sie nicht als besiegt, wir fühlen sie als triumphierend, in unser Mitleid mischt sich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher steht als der Teil, weil das Gute größer ist als der Tod; wir sagen da, wir empfinden das Tragische, und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengesetzes emporgehoben.“

Adalbert Stifter (1853)



### Die Luther-Rose\*

Martin Luther gab dem von ihm geschaffenen Wappen 1530 in einem Brief an seinen Freund, den Nürnberger Ratsschreiber Lazarus Spengler folgende Deutung:

Weil ihr begehret zu wissen, ob meine Petschaft recht troffen sei, will ich Euch meine ersten Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollte fassen als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erste sollte ein Kreuz sein, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gäbe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht. Ob es nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortifizieret, und soll auch wehe tun, dennoch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, d. i. es tötet nicht, sondern es behält lebendig. Denn der Gerechte wird seines Glaubens leben, des Glaubens aber an den Gekreuzigten. Solch Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Tröst und Frieden gibt und kürzlich in eine weiße Rose setzt, nicht wie die Welt Frieden und Freude gibt. Darum soll die Rose weiß und nicht rot sein, denn weiß ist der Geister und aller Engel Farbe.

Solche Rose steht im himmelfarbenen Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, jetzt wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefaßt, aber noch nicht offenbar.

Und in solch Feld einen goldenen Ring, daß solche Seligkeit im Himmel ewig währet und kein Ende hat und auch köstlich ist über alle Freude und Güter, wie das Gold das höchste köstlichste Erz ist.

Christus, unser lieber Herr, sei mit Eurem Geist bis in jenes Leben! Amen.

D. Martinus Luther

\*) Ernst Haberland, Enkel unseres Professors Haberland, ist ein Nachfahre Martin Luthers. Ihm verdanken wir das Wappen Luthers in Farben und auch den erklärenden Text. Zu unserem Bedauern konnten wir die Farben wegen der hohen Kosten nicht wiedergeben, hoffen aber, durch die Schraffierung unseren Lesern die Möglichkeit einer Vorstellung zu geben.  
Die Schr.

## Der Dichter des Schellmuffsky - ein Vorfahr Fritz Reuters

Von Carl Meltz

Die 160. Wiederkehr des Geburtstages unseres mecklenburgischen Heimatdichters Fritz Reuter am 7. 11. 1970 sollte die Aufmerksamkeit der Freunde seines Schaffens (Anm. 1) auch auf die Geschichte seiner Familie lenken. Die Stammfolge Reuter im 1928 erschienenen 1. Band des mecklenburgischen Geschlechterbuches (= Bd 57 des deutschen Geschlechterbuches) endet reichlich schnell bereits beim Urgroßvater des Dichters. Die Ururgroßeltern Reuter sollen, was der Erforscher der Stammfolge als Vermutung ausspricht und wohl mündlicher Überlieferung entnommen haben dürfte, im Jahre 1732 als Salzburger Glaubensflüchtlinge in das Königreich Preußen gekommen sein.

Unter diesen Salzbergern befinden sich zwar mehrere Namensträger Reuter. Aber keiner von ihnen ist in die Nähe von Pritzwalk gelangt. Dorthin wird im Jahre 1741 Fritz Reuters Urgroßvater Johann Friedrich Reuter als Kantor an die Stadtschule berufen. Er erwirbt noch in demselben Jahre das Pritzwalker Bürgerrecht und verheiratet sich am 20. 10. des gleichen Jahres mit Eva Christine Lehmann, Tochter des Johann Georg Lehmann, Bürgers und Brauherren zu Pritzwalk, und seiner Gemahlin Katharina geb. Steffen. Aus der Ehe gehen sieben Kinder hervor. Die ersten beiden sind männliche Zwillinge (geboren 23. 10. 1743). Von ihnen wird der eine Soldat und bleibt unverehelicht und der andere, Joachim Friedrich, Pastor zu Demen bei Crivitz, und zwar von 1773—1784, nachdem er, um den Werbfern für das preußische Heer zu entgehen, seine Heimat fluchtartig verlassen hatte.

Pastor Joachim Friedrich Reuter verheiratet sich vor 1774 — ein Kirchenbucheintrag über den Eheschluß konnte bisher nicht gefunden werden — mit der Goldschmiedetochter Katharina Marie Fanter aus Parchim. Beiden wird zu Demen am 26. 7. 1776 als zweiter Sohn von sechs Söhnen der Vater des Dichters und spätere Bürgermeister zu Stavenhagen geboren, dessen jüngster Bruder Ernst später Pastor zu Jabel bei Waren wird.

Die Flucht des Großvaters 1773 vor den preußischen Werbfern könnte den wahren Kern von der angeblichen Salzburger Herkunft der Familie bilden. In Familienüberlieferungen liegt in der Regel verschüttete Wahrheit verborgen. Es gilt nur, den echten Kern herauszuschälen, was oft sehr schwer ist und manchmal nicht gelingt. Abgesehen davon gibt es auch durchaus unrichtige und aus den Fingern gesogene Überlieferungen.

An der Stadtschule zu Pritzwalk amtiert seit 1734 als Rektor Theodor Polvkarp Siber. Er studiert 1734 an der Universität Halle, und zwar gleichzeitig mit „Johann Friedrich Reuter, Berol. March. Theol.“, der sich selbst in die Universitätsmatrikel einträgt. Die Handschrift ist die gleiche wie die des späteren Pritzwalker Kantors, der seine Berufung offenbar dem Hallischen Studienfreund verdankt.

Bei dem damaligen Überangebot an Theologen ist es fast die Ausnahme, wenn einer nach beendetem Studium sofort eine Pfarre erhält. In der Regel muß der frühere Theologiestudent zunächst — und garnicht so selten bis an sein Lebensende — sein Brot als Hauslehrer, Lehrer oder Kantor verdienen. Ein Blick in den Willgeroth (Die mecklenburg-Schwerinschen Pfarren) genügt, um dies zu erkennen, was jedem ernst-

---

Anm. 1) Unverdient weitgehend unbekannt geblieben ist die vorzügliche Würdigung durch Eugen Wohlhaupt in seinem umfassenden Werk „Dichterpjuristen“, Band 3, erschienen 1957, S. 18—82.

haften Familienforscher bekannt ist. Der Hallische Theologiestudent von 1734 wird am 24. 4. 1721 als Schüler in das Gymnasium „Zum Grauen Kloster“ in Berlin aufgenommen und am 1. 8. 1712 in der Berliner Schloßgemeinde getauft.

Sein Vater und damit Ururgroßvater Fritz Reuters ist Christian Reuter, getauft Kütten bei Hallen an der Saale 9. 10. 1665, † . . . nach 1712, seit 1703 Schriftsteller und Dichter zu Berlin, 1688 – 1697 Student zu Leipzig, zuerst der Theologie, dann der Rechte, schließt seine Studien nicht ab, da er 1697 wegen mehrerer satirischer Veröffentlichungen, durch die sich seine Mitbürger beleidigt fühlen, von der Universität verwiesen wird. Christian Reuter schreibt bereits als Student Satiren und Komödien. Sein Hauptwerk aus dieser Zeit ist der damals vielgelesene satirische Abenteuerroman „Schelmuffskys wahrhaftige curieuse und sehr gefährliche Reisebeschreibung zu Wasser und zu Lande“, immer wieder auch nach dem zweiten Weltkriege neu aufgelegt; eine durch Witkowski besorgte Gesamtausgabe der Werke datiert von 1916.

Der Weg Christian Reuters führt von Leipzig nach Dresden und aus Sachsen 1703 nach Berlin. Dort verfaßt er – hauptsächlich für den preußischen Hof – Festspiele, Kantaten und Gelegenheitsgedichte. Nach 1712 verliert sich der Lebensweg ins Unbekannte. Für „Hofdichter“ ist offenbar am Hof des Soldatenkönigs kein Bedarf.

Von den beiden ersten Ehefrauen Christian Reuter's ist nur die Tatsache der Ehe als solche bekannt. Die dritte Gattin heißt Maria Arnsdorff; mehr wissen wir auch von ihr nicht. Sie ist die Mutter des Fritz Reuter'schen Urgroßvaters, der 1712 in der Schloßgemeinde getauft wird.

In Kütten läßt sich die gerade Stammfolge Reuter noch fünf Generationen weiter zurückverfolgen. Der Vater Stefan des Schelmuffsky-Dichters besitzt seinen Bauernhof bereits in der fünften Geschlechterfolge. Hans Reuter (Rewther), der im Jahre 1531 eines Grundherrn Haus und Hof zu Kütten übernimmt, ist der älteste nachweisbare Ahn in Fritz Reuters Mannesstamm. Anm. <sup>2)</sup>)

---

Anm. <sup>2)</sup>) Literatur:

- a) Mecklenburgisches Geschlechterbuch. Bd 1. 1928, S. 369 – 387. (= Deutsches Geschlechterbuch. Bd 57.)
- b) Deutsches Geschlechterbuch. Bd 148. 1968, S. 173 – 178. (= 41. Allgemeiner Band.)
- c) Cläre Maillard-Zechlin: Christian Reuter, der Verfasser des „Schelmuffsky“, ein Ahn Fritz Reuters. In: Familie und Volk. Jg. 6. 1957, S. 337 bis 340 und 437–438. Mit weiteren Literaturnachweisen.
- d) Georg Ellinger über Christian Reuter in: Allgemeine deutsche Biographie (ADB). Bd 28. 1889, S. 314–318 und Bd 55. 1910, S. 893.

---

*Prof. Dr. Alexander Mitscherlich erhielt den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels*

Auf die an ihn gerichtete Frage, was seine erste Reaktion auf die Nachricht hin gewesen sei, war seine Antwort: „Ich habe mich gefreut und habe gedacht: Seit Sigmund Freud 1932 den Goethepreis erhalten hat, gab's keine Ehrung mehr für jemand, der die Wissenschaft der Psychoanalyse vertritt. Und auch jetzt ist es wieder Frankfurt.“

## Beiträge zum Neustrelitzer Theater (3)

von Annalise Wagner

### Blick auf die Franzosenzeit, regionalgeschichtlich gesehen

Stationen tiefster Erniedrigung in der Franzosenzeit waren Jena-Auerstädt, Preußisch-Eylau, Friedland und schließlich der schmachvolle Friede zu Tilsit, der die Spaltung des Vaterlandes brachte und die Menschen links der Elbe dem Französischen Imperium einverleibte und deutsche Fürsten mit ihren Ländern zwang, sich im Rheinbund unter Napoleons Protektorat gegen Preußen und Österreich zu vereinigen, ein Militärkontingent aufzustellen, die Kontinentalsperre über alle Länder verhängte und schließlich seinen Gipfel in dem Krieg gegen Rußland, in dem Marsch nach Moskau erreichte.

Ebenso schwer und unvorstellbar aber war die drückende Last (trotz der Errichtung der Neutralitätspfähle in Meckl.-Strelitz) der Einquartierung und der Verpflegung der vielen fremden Soldaten, die Requirierung von Pferden, Wagen, Menschen, besonders Handwerkern, von Heu, Hafer, Stroh, Roggen, Branntwein, Fleisch, Leder etc. Schon Ende des Jahres 1805 zogen größere Truppenverbände durch unser Land und bezogen zeitweilig auch Quartier. Die Niederlage bei Jena zwang preußische Truppen nach Norden zu fliehen und unter Blüchers Führung kamen sie auch in den Neustrelitzer Kreis. Der Historiker Ernst Boll spricht von einem Corps von 10 500 Mann, das von den siegreichen Franzosen unter den Marschällen Bernadotte und Soult und Murat verfolgt wurde. Die Neutralitätspfähle wurden überrannt, die Militärstraße ging an Alt- und Neustrelitz vorbei. Schwedische, russische und preußische Truppen forderten Verpflegung und Quartiere und biwakierten um unsere Stadt. Selbstverständlich wurden auch die „feindlichen“ Preußen verpflegt, was sich später verhängnisvoll auswirkte. Blücher kam mit seinen Soldaten über Feldberg, Carwitz, Rödlin, Neustrelitz, Dambeck, wo er sich mit dem Winningschen Korps (in dem Oberst von York die Jäger und Füsiliere führte) vereinigte.

„Die Armee defiliert bis gegen vier Uhr nachmittags. Die Glambecker Straße vorbei über den Mühlenberg durch die Gärten in den bei Zierke ablaufenden Weg nach Waren.“ „Eine halbe Stunde nachher erscheint zwar vor der Glambecker Straße ein Detachement Kaiserlich französischer Husaren unter Führung des Obersten Gerad von der Armee des Prinzen von Ponte Corvo. Er zieht aber nach längerem Geplänkel wieder ab.“

Blücher ließ am 30. Oktober die Eingänge von Neustrelitz besetzen und verbot bei Todesstrafe den Ort zu betreten, um den Feind zu einem gleich schonenden Betragen gegen das Neutrale Strelitzer Land zu bewegen“. (Nach Dr. P. Steinmanns Aufzeichnungen über die Franzosenzeit).

Der Weitemarsch ging über Jabel und Nossentin, wo es zu einem schweren Nahkampf kam und York verwundet wurde. Blüchers weiterer Rückzug bewegte sich über Goldberg, Crivitz, Gadebusch und Lübeck. Dort kam es zur Kapitulation, nach Blüchers eigenen Worten aber nur, weil der Nachschub an Brot, Fourage und Munition fehlte.

Die vielen militärischen Durchmärsche, auch teilweise der zurückflutenden französischen Soldaten, forderten laufend Quartier und Verpflegung und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß das neutrale Strelitzer Land sich mitten im Krieg befand.

Wie es in Neubrandenburg, Stargard und anderen Städten herging liest man am besten im II. B. von Boll S. 347 ff. nach.

Im November 1806 traf aus Hamburg vom französischen Gesandten Bourienne die Nachricht ein, daß beide Mecklenburg in französischen Besitz genommen werden. Das war ein harter Schlag und beide Landesherrn packten die Koffer, um außer Landes zu gehen und ihre Schlösser zu räumen. Der Strelitzer Herzog Carl wollte nicht ins Ausland fliehen, er wollte nach Hohenzieritz in sein kleines Landhaus fahren. Durch geschickte Fürsprache der Schwiegermutter des Herzogs, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt, die eine Enkelin Auguste als Vizekönigin von Italien hatte, wurde erreicht, daß Herzog Carl in Neustrelitz bleiben konnte. Es wurde sogar ein Kommandant für die Stadt eingesetzt, der für Ruhe und Ordnung sorgen sollte. Jetzt wurde aber die Stadt zum Sammelpunkt für viele Flüchtlinge. In einem zeitgenössischen Bericht heißt es u. a.: am Abend, als es finster war, kam die französische Avantgarde des Korps von Bernadotte. Sie wurde später von dem berühmten Savary geführt. Bernadotte quartierte sich nach französischer Art gleich beim Herzog im Schloß ein. Der Trupp Kavallerie biwakierte auf dem Schloßplatz. Das Korps Bernadotte folgte der Avantgarde nicht, sondern schlug den Weg nach Neubrandenburg ein. Inzwischen hatte der Herzog erreicht, daß Neustrelitz nicht mehr mit soviel Truppen belegt wurde, jedoch hatte die Plünderung in der Stadt schon begonnen. Inzwischen war der junge Prinz Carl „versprengt und abgerissen, ohne Pferd, erschöpft und krank“ zu seinem Vater nach Neustrelitz gekommen. Er hatte die Schlacht als Offizier bei Jena mitgemacht. Bernadotte konnte es nicht unterlassen, ihn als Gefangenen zu betrachten und ihm seinen Degen abzuverlangen. Das Bulletin Napoleons vom 9. XI. enthält eine beredte Sprache: „Berlin, Mecklenburg ist gleichmäßig durch französische und preußische Armeen verwüstet. Eine große Anzahl Truppen, die sich in diesem Lande und nach allen Richtungen und in Eilmärschen kreuzten, konnten ihren Unterhalt nur auf Kosten des Landes finden“.

Das Mecklenburgische Wappen wurde mit dem französischen Adler vertauscht. Die Beamten des Landes mußten ihren einst gegebenen Eid auf den Landesherrn mit dem auf Napoleon auswechseln. Ein Landtag fand nicht mehr statt. Ein französischer Museologe brachte alle Kostbarkeiten: Gemälde, Porzellan etc. aus den Residenzen nach Paris. Die heimischen Truppenverbände wurden aufgelöst. Zahlen mögen die Opfer des Landes veranschaulichen:

Schwerin mußte aufbringen:

- 2120 Pferde,
- 103 000 Paar Schuhe
- 2000 Paar Stiefel
- 46 000 Ztr. Korn
- 18 000 Ztr. Heu
- 620 000 Pfd. Rindfleisch
- 75 000 l Branntwein
- 400 000 Rationen Zwieback
- 1200 Schwämme, Kämme, Bürsten
- 600 Futtersäcke

Friedland allein hatte von Januar bis zum Oktober 1807 über 200 000 Mann mit mehr als 200 Marschällen und Generalen nebst 12 000 Offizieren und der dazu gehörigen Bagage und dem Troß zu beherbergen und zu verpflegen. Es war keine Seltenheit, an einem Tag 10 000 Mann zu versorgen. Die Kirchen dienten als Munitionsspeicher und Kornmagazin. An entstandenen Schäden und Kosten hatte man schon von Nov. 1806 bis Februar 1807 7,2 Millionen Taler errechnet (s. Boll, II. Bd. S. 351). das zog große Preissteigerungen bei den Lebensmitteln nach sich, die sich zwischen 60—100% bewegten. Ein Paar Stiefel kostete jetzt statt 5 sieben Taler, eine Elle Tuch statt 3 jetzt 5 Taler usw.

Da Kaiser Alexander von Rußlands Fürsprache für Preußen bei Napoleon nach dem Frieden zu Tilsit nichts erreichte, bat Königin Luise ihren Bruder Georg, den jungen Erbprinzen von Meckl.-Strelitz, persönlich mit Napoleon noch einmal um Milderung

des Diktates zu bitten. Es war ein sehr schwerer und bitterer Weg für den 28jährigen Georg, dem Usurpatoren bittend gegenüber zu treten, denn mit politischer Moral und historischem Recht konnte er Napoleons Europaunterjochung nicht gegenüber-treten. Außerdem hatte er als letzter deutscher Fürst die Beitrittserklärung zum Rhein-bund noch in der Tasche, was Napoleon auch sehr ungehalten entgegennahm. In einem Bericht an den Vater schreibt Georg: „Hier geht es noch zu, wie Sie es aus meinen früheren Relationen kennen. Durchmärsche, Einquartierungen und Lieferungen ohne Zahl. Indessen, wenn man einmal soweit herunter ist, wie wir, so fühlt man das bißchen Ruin mehr oder weniger nicht mehr. Wenn es nur den gemeinen Mann nicht so empfindlich träfe — wir würden gewiß in der Größe wie in der Allgemeinheit des Elends unsern Trost finden — oder vielmehr die hinlängliche Ursache, nicht zu klagen, aber jenes so unmittelbare Leiden des Landmannes und des dürftigen Städters — das sind Wunden, die nur verharschen, um stets desto empfindlicher wieder aufzubrechen — und das kann auch nicht anders sein!“

Schauspielergesellschaften wechseln sich in Neustrelitz und Neubrandenburg ab

Aus dieser soeben in kurzem Streifzug geschilderten Notzeit in Stadt und Land ersehen wir, daß es unmöglich war, daß der Herzog sich mit dem Auf- und Ausbau eines fest engagierten Theaterensembles befassen konnte. Weder Zeit noch Geld waren dazu da. So gaben sich eben weiterhin die verschiedensten Theatergesellschaften die Eingangstüren in die Hand. An der Spitze standen die Döbbelinschen und Ohlhorst-schen Künstler, die sich redlich bemühten, das künstlerische Niveau zu heben. Es wurde weiter im Wechsel in Neustrelitz und Neubrandenburg gespielt. Einige Mit-glieder der Ohlhorstschen Truppe gingen nach Woldegk, um unter der Leitung des Herrn Stürzer im Saal des Müllers Budde zu spielen, da dieser Prinzipal aber seinen Ga-genverpflichtungen nicht nachkam, mußten sie sich bald einen anderen Unternehmer suchen.

In dieser schweren Zeit gastierten die Truppen von Meyer, Breede und M a a ß in den beiden Städten. Unter Meyer gastierte die berühmte Berliner Schau-spielerin Friederike Unzelmann als „Fanchon, das Leiermädchen“ in einem Singspiel (Text von Kotzebue, Musik von Himmel) in Neustrelitz und Brandenburg mit großem Erfolg.

Die Wandertruppe Breede bringt als Sensation die Berliner Sängerin M a - d a m e V e l t h e i m mit nach Neustrelitz, die in Konzert und Oper auftrat. Unter der Direktion Maaß wird erstmalig „Ariadne auf Naxos“, Drama von Brandes mit Musik von Benda aufgeführt.

Aber an hervorragender Stelle stehen immer wieder die Konzerte, die Wiele und seine Orchestermitglieder in vielen Städten des Landes veranstalten. — Es kommen die Befreiungskriege 1813—1815. In dieser großen Zeit vaterländischer Not und Be-drängnis sind keine Wandertruppen im Lande. Aber schon im Januar 1815 meldet sich wieder eine G e s e l l s c h a f t B a c h m a n n mit einem höchst aktuellen Stück: „Die Rückkehr der Freiwilligen“ von Kotzebue.

Zum Jahrestag der Völkerschlacht zu Leipzig, dem 18. Oktober, wird ein Stück des Prof. v. Levezow „Des Epimenides Urteil“ aufgeführt. Es soll sich aber nach Dr. E. Grüder (S. 34 ihrer Theatergeschichte) um Goethes Festspiel „Des Epimenides Er-wachen“ handeln. Vielleicht hat Levezow eine Überarbeitung dieses Festspiels für Neustrelitz vorgenommen. — Es ist literarisch interessant, daß dies Festspiel so kurz nach der Goetheschen Uraufführung schon in Neustrelitz über die Bühne ging.

Auch Körners erstes Drama „Toni“ wurde kurz nachher mit Erfolg uraufgeführt, in den 20er Jahren wurde es mehrmals wiederholt, wie denn überhaupt Körners Dra-men sich einen großen Platz in den Spielplänen der folgenden Jahre eroberten. Im übrigen beherrscht Kotzebue immer noch das Repertoire in der schauspielerischen Unterhaltung in Neustrelitz und Neubrandenburg.



Carl.

Regierender Herzog zu Mecklenburg Strelitz

Seiner Durchlaucht dem Herzog zu Mecklenburg



Erbprinzen, Georgeburg

kupferst. v. G. 1772

Herzog Carl als Greis

In Neubrandenburg hat der Musiklehrer Riedel die musikalische Unterhaltung mit sechs Abonnementskonzerten im Saal des herzoglichen Palais bereichert. Händel, Beethoven, Fürstenau u. a. stehen auf den Programmen. Bis zum November 1816 ist das musische Klima durchaus lebendig in den beiden Städten. Dann aber am 6. November starb der Herzog Carl in seinem 75. Lebensjahr, und es wird allgemeine Landestrauer angeordnet, die Musen müssen schweigen.

Inzwischen hat sich aber das herzogliche Orchester, für das Herzog Carl sehr viel übrig hatte, mit seinen Instrumenten und neuestem Notenmaterial eingerichtet. Auch Notenschreiber Reinhardt und Linicke hatten dem Kapellmeister Viele die viele Arbeit abgenommen. Beethovens Sinfonien hatten auch in Neustrelitz Einzug gehalten und Händels Messias wurde im Schloß aufgeführt. Wenn auch durch die monatelange Landestrauer die Theaterpforten geschlossen blieben, so hat Neubrandenburg doch wieder die Initiative ergriffen, um wenigstens auf dem Gebiet der Musik durch hervorragende Konzerte die Menschen zu erfreuen. Der Kommerzienrat Toll stellte den Saal seines Hauses den Darbietungen der Tonkunst zur Verfügung. Ein Hafenkonzert des Musikers Fätke, ein Flötenkonzert des Prof. Seydler. Eine „Konzertgesellschaft“ hatte sich inzwischen in Neubrandenburg gebildet, die Vokal- und Instrumentenkonzerne veranstaltete. Wahrscheinlich gastierte diese Gesellschaft auch im Rathaussaal der Stadt Friedland. Auch gastierten beste Musiker aus Berlin und Dessau in Neubrandenburg, so z. B. der 1. Klarinettist Rauchschildel aus Dessau. Es begann Neubrandenburg von dieser Zeit an mit Neustrelitz in edlem Wettstreit auf dem Gebiet der Tonkunst zu treten. Kapellmeister Viele begann erst im Spätherbst 1817 wieder in Neustrelitz mit Konzerten. Seine Kapelle hatte sich inzwischen erfreulich gefestigt:

Kapellmeister:	Jowann Peter Viele
Sängerinnen:	Sophie Luise Toll Friederike Tomasini
Geiger:	H. Wilh. Pein Nikolaus Pein Franz Anton Völlner A. Th. Schröder Luigi Tomasini
Bratschisten:	Adolf Reinhardt Joh. Fr. Krakow
Hoboisten: (Oboe)	Joh. Wilh. Reith, auch Sekretär Fr. C. Chr. Reinhardt Joh. Chr. Mietzke
Fagottist:	G. Fr. Stübener
Flötenist:	Franz Mainzer
Waldhornist:	C. Friedrich Winterberg A. Fr. E. Bock
Cellist:	Joh. C. Göpfert
Baßgeige:	Hoffourier Kroll H. Ernst Stübener
Pauker:	Adolf Fr. Froloff
Trompeter:	Carl Fr. Lenz Christian C. Gröschel
Klarinettist:	Joh. Fr. Gottlob Lehmann
Kapelldiener:	Fr. Benike

Abschließend noch eine Übersicht der Opernaufführungen unter der Regierung des Herzog Carl (1794—1816):

Cherubini, Der Wasserträger, 1805 unter Dir. Meyer

Dalyrac: Die beiden Savoyarden, 1795	}	unter Guterman Kübler Döbbelin
Die Wilden, 1797		
Die persönliche Sklavin, 1799		
Die Zaubertrommel, 1801		

Dittersdorf: Doktor und Apotheker, 1795	}	Gutermann
Das rote Käppchen, 1795		
Hieronymus Knicker, 1797		

Friedrich Kunzen: das Fest der Winzer, 1799, unter Döbbelin

Méhul: Der Schatzgräber, 1805 unter Meyer  
 Adolf und Clara, 1809 unter Breede  
 Je toller, je besser, 1804 unter Meyer

Mozart: Die Zauberflöte, 1797 unter Kübler  
 Don Juan, 1802 unter Döbbelin

Wenzel Müller: Das Sonnenfest für Brahminen)	}	unter Döbbelin
Das neue Sonntagskind		
Die Schwestern von Prag		
Die Zauberrosse, 1805		

Paesiello: Das Mädchen von Frascati, 1799 unter Döbbelin

Nina, 1805	}	unter Meyer
Der Barbier von Sevilla, 1803		

Salieri: Axur, König von Ormus, 1799 unter Döbbelin

Wranitzky: Oberon, König der Elfen, 1803 unter Meyer

Außerdem noch eine Reihe von Opern, deren Komponisten unbekannt: Der Spiegel von Arkadien, das unterbrochene Opferfest u. a. m.

Im Schauspiel hatten sich inzwischen auch Stücke von Molière, Schiller, Lessing, Goethe, durchgesetzt. Daneben hielten sich standhaft: Kotzebue, Iffland und Zschokke.

### Das Theater in der Zeit von 1818 bis 1822

Im November 1818 beginnt der Schauspieldirektor J. C. Krampe in Neustrelitz das Theaterleben wieder in Szene zu setzen. Wie Chrysander meint: bringt er in das schwankende Bühnenwesen Mecklenburgs wieder Halt, Stetigkeit, Leben und Humor. Krampe erhält vom Großherzog für die Wintersaison 1800 Reichstaler Zuschuß und übernimmt dafür wöchentlich dreimal zu spielen. Er durfte den Fundus unentgeltlich benutzen, hatte Heizung und Beleuchtung frei, auch stand ihm das Orchester zur Verfügung und in Neubrandenburg konnte er an den bekannten Markttagen spielen.

Sein Spielplan unterscheidet sich nur wenig von dem seiner Vorgänger. Bemerkenswert ist an Krampe, daß er es verstand berühmte Künstler zu Gastspielen zu engagieren. So z. B. das Ehepaar Gley vom Hamburger Theater. Joh. Fr. Gley wird mit dem Titel als Kammersänger, seine Gattin Christina als Kammersängerin verpflichtet. Ihre Tochter Julie Gley-Rettich (geb. 1809 in Hamburg, gest. 1866 in Wien) war die berühmte Tragödin, die 1845 mit ihrem Mann Karl Rettich in Neustrelitz ein achtmaliges Gastspiel gab. Darauf kommen wir später noch zurück.

Direktor Krampe war geborener Schweriner und hatte sich in der Kblerschen Truppe seine Sporen verdient. Gleys traten in verschiedenen Opern als Gäste auf:

Pairs: Die Probe oder die doppelte Übereilung

Rossini: Der besiegte Hagestolz

Salieri: Axur

Als Erstaufführungen unter Krampes Direktion wurde schon 1819 Schillers Wilhelm Tell und die Jungfrau von Orléans mit der Musik von Anselm Weber sowie Die Räuber und Maria Stuart aufgeführt. Weitere Novitäten in Krampes Spielplan sind „Dr. Faust von Klingemann und „die Kellerratten“ von Johanna von Weißenthurn sowie „Hedwig“ von Körner.

Besonders attraktiv war „Die Erlösung vom Kreuz“ nach Schillers Bürgerschaft mit Beleuchtung durch bengalische Flammen. Beim Dr. Faust begeisterte am Schluß ein großer Feuerregen das Publikum. Krampes „Erfindungsgabe“, mit allerlei Tricks und plastisch mimischer Darstellung sein Theater zu beleben, war groß. Besonders pflegte er auch Opern zu geben, an denen 4–6 Komponisten geschrieben hatten, es waren durchaus prominente, z. B. auch Rossini, darunter. Krampe selbst soll ein hervorragender Komiker, jedoch „grob wie Bodenstroh“ gewesen sein. Dennoch verstand er es, Kollegen aus Karlsruhe, Magdeburg, Stettin und Hamburg zu Gastspielen heranzuziehen. Er war selbst Sänger (Baßbuffo) und seine Liebe galt besonders dem Musiktheater. Mit seinen 65 Spielabenden hat er das Neustrelitzer und Neubrandenburger Publikum jedenfalls gut unterhalten, wenngleich vielleicht das künstlerische Niveau nicht immer dem Anspruchsvollen genügt haben mag. Auch dem künstlerisch sehr verwöhnten Großherzog Georg mag dieser Theaterdirektor nicht besonders genehm gewesen sein, denn schon im Sommer bittet er den Kammersänger Gley um Übernahme des Theaters für die nächste Saison 1819/20.

---

## Vorfrühling

Wieder aus mächtiger Lauer  
tritt gelassen  
der stolze Gedanke des Schöpfers:  
Wisentstier voll Samenpracht.

Herber Erdgeruch steigt auf,  
durchdringt Leib und Seele,  
weckt alte Sehnsucht  
nach Mann und Frau.

Geburtstag der Schöpfung!  
Verheißung des Anfangs  
erfüllt durch immer neues Leben.  
Die Ahnung der ersten Knospe  
in aller Kreatur  
und Durst nach Auferstehung.

Dorothea Hardt

## Konrad Eilers, Rostock

Anlässlich des 550jährigen Bestehens der Universität Rostock wurde in dieser Zeitschrift einer Reihe der markantesten Persönlichkeiten, die an der Rostocker Universität wirkten, gedacht. Es erscheint mir angebracht, wenn hier auch der Name eines Mannes erscheint, der im weiteren Sinne starken Anteil am Kulturleben der Stadt Rostock vom Anfang des Jahrhunderts bis zu seinem Tode im Jahre 1961 gehabt hat. Als seine Tochter möchte ich hier kurz über das Leben von Dr. Konrad Eilers in seiner Rostocker Zeit berichten.

Als gebürtiger Holsteiner kam er als Gymnasialoberlehrer, wie es damals hieß, nach Mecklenburg, zuerst kurz nach Wismar und dann an das Rostocker Humanistische Gymnasium. Er unterrichtete Deutsch und Religion in den Oberklassen und später anstelle von Religion Philosophische Propädeutik. Rasch war er einer der beliebtesten Lehrer. Oft kamen später gereifte Männer, die seine Schüler waren, um ihm zu danken für diesen Unterricht, der ihnen führend fürs ganze Leben geworden war.

Von Anfang an interessierte er sich sehr für das Frauenstudium, das damals noch in den Anfängen stak, und dessen Vorbereitung auf die Schule mit dem Abitur als Abschluß. Das war damals in Mecklenburg noch nicht möglich. Seiner Initiative ist es zu verdanken, daß am Knaben-Gymnasium eine U I und eine O I eingerichtet wurde, in denen interessierte und privat vorgebildete junge Mädchen zum Abitur gelangen konnten. Als er hiermit großen Anklang fand, bemühte er sich hartnäckig weiter bei den zuständigen Stellen der Stadt- und Landverwaltung um einen Ausbau der höheren Mädchenschule, bis das Ziel erreicht wurde und statt der bisherigen privaten Töchter-schulen zwei Lyceen mit je einem humanistischen und einem realgymnasialen Oberbau eingerichtet wurden. Als ich im Alter so weit gediehen war, konnte ich mühelos von der 4. Klasse des Lyceums in die U III der humanistischen Studienanstalt überwechseln und nach 6 Jahren ein den Knaben gleichwertiges Abitur machen.

Neben diesem Anliegen, das ihm sein Beruf eingab, erfüllten meinen Vater aber noch andere Interessen. Er stammte aus einer Forstmeisterfamilie und war von Jugend an leidenschaftlicher Jäger. Als gern gesehener Gast übte er die Jagd auf verschiedenen Mecklenburger Gütern aus, war später nach 1918 auch Gast des letzten Großherzogs von Mecklenburg und durfte in dessen Jagdrevier Gelbensande einen seiner besten Hirsche schießen. Neben der Jagd übte er sich auch als Sportschütze, wurde ein bekannter Tontaubenschütze, 1904 gewann er in Neumannswalde bei Neudamm die Meisterschaft von Deutschland, später auf vielen großen, auch internationalen Schießen z. B. in Malmö und Wien, viele 1. Preise.

Mit seinem Können fing er an, für seine Wahlheimat zu wirken. Er sprach sich mit der Schützengilde der Rostocker Kaufmannschaft ab und durfte auf deren Kugelschieß-



stand einen jagdlichen Schießstand mit stehendem Rehbock und laufender Fuchs- und Keilerscheibe einrichten. Daneben fand sich Platz für einen Tontaubenschießstand. Er gründete einen Verein, in dem sich die Rostocker Jägerschaft und die Jäger der umliegenden Ortschaften zusammenfanden. Der Verein wuchs weit über Rostock hinaus in ganz Mecklenburg hinein und wurde schließlich zum „St. Hubertus, Verein Mecklenburgischer Jäger“, dessen 1. Vorsitzender er war und blieb, bis die Nationalsozialisten kamen und ihn „gleichschalteten“. Das jährliche Hubertusfest am 3. November und das Preisschießen im Sommer mit der Kugel auf die Wildscheiben und mit der Flinte auf Tontauben in Barnstorf mit Preisverteilung und Nachfeier waren gesellschaftliche Ereignisse in Rostock.

Bald war Konrad Eilers der Experte für alle Tontaubenschießen, die in Mecklenburg abgehalten wurden, vor allem die großen internationalen Preisschießen am Heiligen Damm, an denen regelmäßig der Großherzog als ausübender Sportschütze und Herzog Adolf Friedrich im Komitee für die Organisation teilnahmen. So kam der Herzog des öfteren zu Vorbesprechungen zu meinem Vater ins Haus. Beide Männer verstanden sich gut, fast gleichaltrig mit zeitlich nahe beieinanderliegenden Geburtstagen gratulierten sie sich immer gegenseitig. Mein Vater erreichte nicht ganz seinen 90. Geburtstag. Ich verwahre noch den herzlich mitfühlenden Brief, den Herzog Adolf Friedrich meiner Mutter anlässlich des Todes meines Vaters schrieb. Jetzt hat im vergangenen Sommer den Herzog als 96jährigen der Tod hinweggenommen.

Da mein Vater auch technisch und ballistisch sehr interessiert war, machte er viele Versuche, um Gewehre und Patronen zu größerer Leistung zu entwickeln. Rasch kam er in Kontakt mit den früheren Firmen in Deutschland, die Schrot- und Kugelgewehre herstellten. Um nur einige zu nennen: Sauer und Sohn, Suhl, Brennecke, Leipzig, W. Collath Söhne Frankfurt a. d. O., Mauserwerke, Oberndorf a. N. u. a., kannte und besuchte er persönlich und bekam von ihnen alle Neuerscheinungen zur Erprobung und Besprechung in der Jagdliteratur zugeschickt. Ebenso erging es mit den Patronenfabriken, bald gab es speziell für das Tontaubenschießen eine „Eilers-Patrone“. Aus diesen ballistischen Erfahrungen erwuchs dann sein Buch: „Handbuch der praktischen Schußwaffenkunde und Schießkunst, das 1910 bei Paul Parey erschien und 1938 seine 4. Auflage erlebte. Dann kam der zweite Weltkrieg und machte diesem allen ein Ende.

Nebenbei schrieb Konrad Eilers unermüdlich in den Jagdzeitschriften. Damals gab es in Deutschland wohl kaum einen Jäger, der nicht seinen Namen kannte. Gedichte hatte er schon als Schüler gemacht. 1914 faßte er eine Sammlung von ihnen zusammen und gab sie unter dem Titel „Blätter und Blumen“ heraus. Da er ein guter flüssiger Erzähler war, wurden seine Jagdgeschichten in den deutschen Jagdzeitungen immer gern angenommen und gelesen. Auch hier gab er eine Sammlung: „Im Wald und auf der Heide“ heraus und 1925 erschien sein Roman „Siebeneichen“. Als Schießsachverständiger wurde er oft von den Gerichten angefordert und konnte dort aufklärend wertvolle Dienste leisten.

Mein Vater hatte damals noch keinen Dokortitel. Erst als ich 1925 in Rostock bei Prof. Paul Schulze mit einer zoologischen Arbeit promoviert hatte, packte ihn doch der Ehrgeiz, seiner Tochter nicht nachzustehen. Er hatte seinerzeit Germanistik, Theologie und Philosophie in Marburg, Halle, Kiel und vor allem Berlin bei damals berühmten Professoren wie u. a. Dilthey, Harnack, Benno Erdmann, Vaihinger studiert. Jetzt setzte er sich mit mir zusammen wieder in die Vorlesungen und Seminare von Prof. Ehrhardt, Katz und Utitz in Rostock. Als Naturliebender war er ein großer Verehrer von Hermann Löns, und so promovierte er nach 1 Jahr mit einer „Löns-Charakterologie“.

Schon im Anfang seiner Rostocker Jahre hatte er öffentliche Vorträge über weltanschauliche Fragen gehalten, auch über solche Themen mehrere Schriften veröffentlicht. Es existiert aus der Zeit von ihm eine „Religionsphilosophie“ als Buch. Jetzt brachte ihn das Studium wieder aufs Podium u. z. zuerst im damaligen Rostocker Stadttheater mit „Hermann-Löns-Morgenfeiern“. Nach einem einleitenden Vortrag rezitierte er mit seiner starken tragenden Stimme aus dessen Werken. Diese Morgenfeiern wur-

den ein großer Erfolg und wurden des öfteren wiederholt, später dann auch in anderen Städten von Mecklenburg, auch in Berlin und schließlich im Rundfunk. Er sprach und rezitierte dann außer Hermann Löns auch andere Dichter.

Als Konrad Eilers nach dem Zusammenbruch 1945 gegenüber der Ruine seines einstigen im Krieg zerbombten Hauses in der St. Georgstraße, jetzt Friedrich-Engels-Straße, wieder ein eigenes kleines gemütliches Heim dank vieler Rostocker Helfer und vor allem der Tatkraft meiner Mutter bewohnen durfte, blieb er bis zu seinem Tode unermüdlich tätig am Schreibtisch als Schriftsteller. Mein Angebot, zu uns nach München zu ziehen, lehnten beide Eltern ab, sie wollten in der Heimat bleiben. 1936 war mein Vater bereits vom Schuldienst befreit und pensioniert worden. Jetzt, unter der neuen Regierung, strich man ihm seine wohlverdiente Pension, und er mußte von der kümmerlichen allgemeinen Altersrente leben. So versuchte er, durch seine Schriftstellerei Geld hinzuverdienen. Die Verleger der Jagdzeitungen im Westen blieben ihm alle treu. Unser Haus in München wurde der Umschlaghafen, einmal für die erscheinenden Jagdzeitungen, die monatsweise gesammelt und mittels eines umständlichen Verfahrens über eine staatliche Stelle in Ost-Berlin an ihn gesandt werden durften, andererseits seine Schriftstellerhonorare, die bei mir einliefen und umgesetzt in Lebensmittelpakete ihn, meine Mutter und die treue alte Haushalthilfe erreichten. Aber auch in Rostock entsann man sich seines Namens, er konnte in den Tageszeitungen veröffentlichen. Man brachte sogar noch wieder nach Art der alten Morgenfeiern öffentliche Vorträge zustande. An Hermann Löns war zum Glück nichts zu beanstanden. Vor allem konnte er mit Hilfe des Verlages Carl Hinstorff, Rostock, den mecklenburgischen Nationaldichter Fritz Reuter neu herausgeben: 1954 eine Auswahl der übrigen Werke und 1957 „Ut mine Stromtid“ ungekürzt.

Viele alte treue Freunde, die gleich ihm die Heimat nicht verlassen wollten, gingen bei ihm ein- und aus. Die Altersgenossen starben ihm weg, er fand wieder neue, jüngere Weggenossen. In seinem Jägerstübchen, dessen Wände geschmückt waren mit den geretteten Trophäen eines langen Lebens, war immer Bewegung.

Schließlich und endlich, nach langen Jahren des Darbens, fand man sich von Staats wegen dazu bereit, ihm eine „Intelligenz-Rente“ zusätzlich zu bewilligen. Genau 3 Monate vor seinem Tode bekam er sie im Oktober 1960 zum 1. Mal ausbezahlt. Geistig frisch traf mich aus seinen ungetrübten, leuchtend blauen Augen sein letzter erkennender Blick, als ich von München herbeigeeilt war, bevor sein Herz endgültig zu schlagen aufhörte.

An seinem Grab drückten mir viele alte Rostocker die Hand, um nur zwei davon zu nennen, es waren darunter der Rostocker Maler Thuro Balzer und der einstige Inhaber des berühmten Delikateß- und Wildhandelgeschäftes im Grünen Weg, Max Müller, in dessen Kühlhaus mein Vater immer von der Jagd heimgebrachtes Wild aufbewahren durfte.

Waldtraut Jacobs geb. Eilers



# Über den Ursprung und die Geschichte Malchins (X)

Malchin gegen Ende des 14. Jahrhunderts (Forts.)

Von Ulrich Fischer

Wenn wir einen Blick zurück auf das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation“ werfen, zu dem Mecklenburg ja auch seit Heinrich dem Löwen gehörte, so sehen wir Anfang des 14. Jahrhunderts Ludwig den Bayern (1314–1347) auf dem Kaiserthron.

Sein Hauptgegner war Papst Johannes XXII., der damals in Avignon residierte. Ludwig vergrößerte seine Hausmacht, indem er nach dem Aussterben des askanischen Geschlechts das Mecklenburg benachbarte Land Brandenburg seinem Sohne Ludwig 1323 verlieh. Auch Tirol wandte er demselben Sohn zu durch dessen Vermählung mit der letzten Tiroler Gräfin Margarete Maultasch (gest. 1369), die ihr Land 1363 an Österreich vererbte.

Dadurch verbittert wählten mehrere Kurfürsten auf Betreiben des Papstes den Sohn König Johannes von Böhmen, Karl, zum Kaiser. Als der abgewählte Ludwig bald darauf bei einer Bärenjagd starb, erhob die bayrische Partei zwar Günther von Schwarzburg zum Gegenkaiser. Dieser starb jedoch nach kurzer Zeit, und Karl IV. konnte sich jetzt leichter gegen seine Widersacher durchsetzen.

Weil aber vorher Kaiser Karl IV., als er dem Hause Mecklenburg die herzogliche Würde verlieh (1348), noch nicht zum unbestrittenen Besitz des Kaiserthrons gelangt war, und also auch jene von ihm erteilte Herzogwürde noch Widerspruch finden konnte, ließen die Mecklenburger sich 1373 diese Rangerhöhung noch einmal ausdrücklich bestätigen.

In Brandenburg folgten als bayrische Markgrafen nach einander 3 Söhne Ludwigs des Bayern, zuletzt Otto der Faule. Er war von den Gegnern Mecklenburgs rings um das Land während der nordischen Unternehmungen Albrechts II. und III. am wenigsten zu fürchten. Denn sein Land wurde ständig von inneren Wirren erschüttert. Außerdem setzte ihm sein eigener Schwiegervater Karl IV. hart zu, ihm sein Land zu überlassen, was 1373 auch geschah, — nicht ohne freundliche Unterstützung durch die Mecklenburger.

In Brandenburg, das 1356 die Kurfürstenwürde erlangt hatte, setzte Karl IV. seinen Sohn Wenzel als Markgrafen und Kurfürsten ein. Als dieser nach Karls Tod 1378 Kaiser wurde, überließ er Brandenburg seinem Bruder Sigismund.

Wenzel gelang es nicht, den Frieden im Reich aufrechtzuerhalten. Durch Trägheit und Grausamkeit verächtlich geworden, wurde er von den 4 rheinischen Kurfürsten „als unnützlich und saumseliger Entgliederer des heil. römischen Reiches“ abgesetzt und an seine Stelle Rupprecht von der Pfalz (1400–1410) gewählt, der zwar „reich an gutem Willen, aber schwach an Mitteln war, um das Unrecht zu kränken und zu stärken das Recht“.

All dies Geschehen im Reich beeinflusste natürlich auch den geschichtlichen Ablauf in Mecklenburg.

Aber ob der Bauer in Gielow oder Ritzerow, der kleine Bürger in Malchin oder Teterow groß Notiz davon nahmen, ist mehr als zweifelhaft.

Die Frage, ob sie am nächsten Tag noch ein Dach über dem Kopf haben würden, ob nicht plündernde Raubritter und Wegelagerer oder kriegführende eigene, pommersche, brandenburgische Fürsten sie um ihr Lebenswerk, um Leib und Leben bringen würden, wird sie mehr bewegt haben.

Geschehnisse des Alltags, wie sie uns in den folgenden zufällig erhaltenen Urkunden entgegneten: Verpfändungen und Verkäufe von Gütern, Vermächtnisse an die Kirche, Streitigkeiten im engeren Lebensbereich, Landfriedensbündnisse usw. wird sie innerlich weit mehr in Anspruch genommen haben.

---

M. U. B. Bd. 19. S. 318. Nr. 11113.

1378. Juni 7. Malchin. Johann, Fürst von Werle, verpfändet seine Gerechtigkeit über die Juden in Malchin an den Rath dieser Stadt für 150 Mk.

Wir Johann, von der Gnade Gottes Herr zu Werle, Berndes Sohn, von der selben Gnade Herr zu Werle, bekennen offen hierin, daß wir nach unseres Rates Rat alle unsere Juden zu Malchin, die hier sind und noch dazukommen mögen, an unsere lieben treuen Ratmänner zu Malchin verpfändet haben mit der Weisung, mit allen Zinsabgaben (pleghe), Geldstrafen (broke), Gerichtsbarkeit (richte) und Gerechtsamen (vnde rechtlichey) den Ratmännern ebenso zu dienen, wie sie es vorher uns getan haben.

Auch sollen wir oder jemand von unsertwegen die Juden zu Malchin durchaus nicht bitten oder bitten lassen oder ihnen etwas abheischen oder abheischen lassen, bevor nicht wir oder unsere Erben unseren Ratmännern wiedergegeben und bar bezahlt haben (bereth), — in einer Summe auf einmal — anderthalb hundert gute Finkenaugen oder Pfennige, wie sie in Malchin gang und gäbe sind, — wofür wir sie ihnen verpfändet haben.

Wäre es, daß wir oder unsere Erben unseren Ratmännern die anderthalb hundert Mark zurückgäben vor dem Tage St. Johannis des Täufers, so sollen unsere Juden uns unsere Pflichten und Abgaben erfüllen am nächsten St. Martinstag und so fort; gäben wir aber unseren Ratmännern das Geld erst wieder nach dem St. Johannis-Tag, so sollen ihnen die Juden ihre Abgaben entrichten am St. Martins-Tag darauf.

Zum Zeugnis dieser Dinge ist deshalb unser Siegel hiervorgehängt mit unserem Vorbedacht.

Datum Malchin, a. d. 1378 am zweiten Feiertag innerhalb der vier Festtage zu Pfingsten, in Gegenwart der weisen (discreti) Männer: Moltzan von Scorsow, unseres Marschalls, Hinric Huelberg und Henningh Kamptz, unserer Lehnmänner, und anderer durch Treue Würdiger.

(„Nach einer Abschrift auf Papier aus dem 15. Jhd. im Hpt.-Archiv zu Schwerin.“)

Anm.: Es wurden im Mittelalter, um schnell zu barem Geld zu kommen, alle möglichen regelmäßig Geld einbringenden Verpflichtungen verpfändet; so z. B. wie z. T. bereits erwähnt, die Sommerbede zu Malchin (1351); Gerichtsbußen; Einfuhrzoll auf Lebensmittel für die Darguner Mönche in Malchin; Fischerei- und Mühlenpacht; Bede (1359); Bede, Hundekorn, Münzpfennig, (1362); Hundekorn, Bede, Roßdienst (1367); Gerichtsbußen (1378). Warum sollte nicht auch gelegentlich das „Schutzgeld“, das die Juden als Sondersteuer an die Landesherren zu entrichten hatten, verpfändet werden? Johann, der Fürst zu Wenden, war doch stets in Geldverlegenheiten.

Leider kann man aus der obigen Akte nicht entnehmen, wie groß die damalige jüdische Gemeinde in Malchin gewesen sein mag.

Da in einigen Urkunden, z. B. von 1372 bereits die Rede davon war, man solle sich das notwendige Bargeld bei einem größeren Kauf „bei Juden oder Christen beschaffen“, da man auch nichts von einem schlechten Einvernehmen mit den Malchiner Juden hört — im Gegensatz zu einigen anderen mecklenburgischen Städten, wo es Pogrome gab, — so kann man wohl annehmen, daß beide Bevölkerungsteile zu einer mehr oder minder friedlichen Koexistenz gefunden hatten.

Ihre vorgeschriebene Wohngegend war wohl die Strelitzer Straße, die um 1700 herum Judenstraße hieß. Es ist auch wohl kein Zufall, daß die kleine Synagoge, die bis 1945 dort stand, gerade an dieser Stelle (1837) gebaut wurde.

Den alten jüdischen Begräbnisplatz in der Nähe der Zuckerfabrik werden wohl die wenigsten Malchiner Einwohner jemals zu Gesicht bekommen haben.

---

M. U. B. Bd. 19. S. 360. Nr. 11155.

1378 Dez. 13. Moltzan und sein Bruder Heinrich Moltzan von Schorssow verpfänden dem Rath und dem Bürger Claus Eler zu Malchin zwei Drittheile der Gerichtsbußen zu Malchin.

Wir Moltzan und Hinrik Moltzan, Brüder von Scortzowe (Schorssow am Malchiner See), machen allen, die diesen Brief sehen oder hören, bekannt, und wir bekennen öffentlich hierin, daß wir nach Rat, Zustimmung und Willen unseres Herrn Johannes, Herrn zu Werle, den ehrsamten Leuten, den Ratmannen zu Malchin, neuen und alten, und dem weisen Mann Clawes Elere, Bürger dortselbst, zwei Drittel des Gerichts verpfändet (ghezettet) haben und hierin jetzt versetzen für hundert Mark Lübesch, die sie uns schon gegeben und bezahlt haben.

Wenn wir oder unsere Erben von den Ratmännern und von Claus Eler oder seinen Erben das wieder einlösen wollen, dann sollen wir oder unsere Erben es ihnen ein Vierteljahr vorher sagen (zeczhen).

Wäre es auch, daß den Ratmännern oder Claus Eler und seinen Erben dessen not wäre, so mögen sie das ganze Gericht auch verpfänden, wenn sie wollen, und wem sie es versetzen, von dem sollen wir es wieder einlösen, so hoch wie es steht.

Und alle Gerichtsstrafen (broke) sollen die Ratmänner, Claus Eler und seine Erben „mid make“ (?) so lange aufbewahren, bis sie ihr Geld, ganz in einer Summe, wieder zu Hause haben.

Das geloben wir Moltzan und Hinrich Moltzan getreulich den Ratmännern von Malchin, neuen und alten, und Claus Eler und seinen Erben, fest zu halten.

Zum Gelöbnis und zum Zeugnisse dieser Dinge hat Herr Johann sein Siegel und wir unser Siegel hervorgehängt nach Gottes Geburt im 1378. Jahr, am Tage der Sta. Lucia, der heil. Jungfrau.

(„Nach dem Original im Hpt.-Arch. zu Schwerin. Angehängt sind drei Pergamentstreifen, an denen das Bruchstück des Secretsiegels des Fürsten Johann des älteren (S. . IOR) von Werle hängt; die beiden anderen Siegel fehlen.“)

---

Wie bereits früher („Carolinum“ Nr. 51, S. 47) berichtet, hatte der stets unter Geldnöten leidende Fürst Lorenz von Werle seine Rechte (Hundekorn, Bede, Roßdienst) in den Dörfern Pisede und Walmersdorf 1367 an die Schnakenburgs verpfändet.

Diese Familie verpfändet das Gut Pisede 1380 weiter an die Stadt Malchin, die es 1382 durch Kauf ganz erwirbt (s. u.).

M. U. B. Bd. 19. S. 519. Nr. 11290.

1380 Nov. 24. Malchin. Gerhard und Hermann Schnakenburg, Brüder, verpfänden der Stadt Malchin ihr Dorf Pisede (Ton auf der ersten Silbe) für 350 Mark Lüb. mit dem Vorbehalt, dasselbe innerhalb 5 Jahren wieder einlösen zu dürfen. (Das kleine Gut Pisede liegt am Nordrand der Malchiner Feldmark vor dem „Kalenschen Holze“. Es hieß 1314 Piisten, 1367 Pizede. Nach R. Trautmann geht die Bezeichnung auf einen slawischen Zunamen zurück, der „Pfeifer“ bedeutet).

Wir Gherd und Hermen, Brüder, genannt Snakenborghe, geben allen Christenleuten, die diesen Brief sehen oder hören, bekannt und bekennen offen hierin, daß wir mit unseren rechten Erben von bekannter Schuld her schuldig sind den ehrlichen Leuten, den Bürgermeistern und Ratmännern zu Malchyn, die jetzt sind und die später kommen mögen, viertelhalb hundert (350) Mark Lübescher Pfennige oder 700

Mk. guter Finkenaugen oder Pfennige, wie sie gang und gäbe sind und womit ein biederer (bederue) Mann dem anderen im Lande zu Wenden wohl Genüge leisten kann.

Hierfür haben wir nach unserer Freunde Rat ihnen und der Stadt Malchin überlassen und verpfändet, und verpfänden und überlassen hierin: das ganze Dorf Pyzede, wie es liegt und je gelegen hat innerhalb seiner Scheiden, mit Holz, Busch, Mooren, Torf, mit stehenden und fließenden Gewässern auf und ab, mit Wegen von und zu, mit bebauten und unbebauten Feldern, mit Wiesen, Brüchen, mit aller Gerechtigkeit und allem Gericht, dem höchsten und dem niedersten, an Hand und Hals, mit allem Dienst, mit Burgdienst und Bauerndienst (beide von den Bauern zu entrichten), mit aller Bede, groß und klein, mit aller Pacht, Pfennig-Pacht (= Hühnerpacht), Kornpacht, Wasserpacht, mit allen Zehnten (tegheden), mit Münzpfennig (Schutzgeld an den Landesherrn oder seinen Lehnherren), mit dem zehnten Pfennig, mit allem Nutzen und mit aller Frucht, mit ordentlichen und außerordentlichen Abgaben (plycht vnde vnplicht), mit allem Zubehör und der Freiheit, sie frei zu besitzen und zu gebrauchen, wie unser Vater und wir das freiest besessen haben und er es uns vererbt hat.

Und wir und unsere Erben sollen davon nichts behalten, daß wir keinerlei (gengherleyghe) Recht oder Ausflucht damit haben mögen gegen die Ratmänner und die Stadt Malchyn.

Wir und unsere Erben können aber das Dorf Pisede wieder einlösen jetzt zum St. Martins-Tag in 5 Jahren; und wäre es, daß wir oder unsere Erben es dann wieder einlösen wollen, so sollen wir das den Ratmännern ein Vierteljahr vorher sagen (secghen) und die Bezahlung vornehmen binnen Malchin mit barem Geld, wie hier oben geschrieben steht, auf ein mal auf einem Brett.

Gesetzt den Fall, daß wir und unsere Erben das Gut zu Pisede nicht zu Martini über 5 Jahre einlösen, so soll es der Ratmänner und der Stadt Melchin rechtmäßig zustandekommender Kauf sein und ewig bleiben zum Gebrauch ohne Behinderung und Widerspruch (sunder besperynghe vnde weddersprake) durch uns, unsere Erben oder sonst jemand von unsertwegen. Auch sollen wir das Gut Pisede niemand anderem verpfänden oder verkaufen; und wollten wir oder unsere Erben es verkaufen, so sollen die Ratmänner das Vorkaufsrecht haben (des kopes negher wesen); und wäre es, daß in dem Gut Pisede etwas verpfändet wäre, so sollen wir oder unsere Erben es einlösen und frei machen, wo es aussteht, und sollen ihnen dafür Gewähr leisten und es frei machen von allen Ansprüchen.

Auch sollen wir und unsere Erben und die Ratmänner zu Malchin während dieser 6 Jahre von dem Holz zu beiden Seiten keinen Gebrauch machen. Aber geschähe es, daß die Bauern zu Pisede abbrännten, was Gott nicht wollen möge, so mögen die Ratmänner in Malchin ihnen Holz zum Wiederaufbau geben nach ihrer Notdurft.

Geschähe es, daß das Gut zu Pisede binnen dieser 6 Jahre beraubt, gebrandschatzt oder verdorben würde, von unsert- oder ihretwegen, so sollen wir und unsere Erben die Ratmänner und die Stadt Malchin oder sie uns nicht drum mahnen oder vor den Thing bring (degedingen).

Alle diese oben beschriebenen Stücke haben wir vorgenannten Gherd und Hermen mit unseren Erben gelobt und mit unseren Bürgen (medeloueren) Hermen Snakenborghe, unserem Vetter; Marquart Notzentyne; Bertolt Höben; Gherd Stale; und mit Bullynck Höben zu Kämmerich (16 km nördl. Malchin); wir geloben hierin mit gesamter Hand, den oben benannten Bürgermeistern, auch Ratmännern in der Stadt Malchin, dies getreulich und fest zu halten. Zum mehreren Zeugnis dieser Dinge ist unser beider Siegel und unseres Bürgen Siegel hiervorgehängt mit unser aller Wissen und Garantie.

Gegeben und geschrieben zu Malchyn, nach Gottes Geburt im 1380. Jahr, am Abend vor Katharina, der heil. Jungfrau.

(„Nach dem Original in der Stadt-Registratur zu Malchin. Die Siegel sind alle abgefallen; auch das 5. Siegelband ist ausgerissen. — Vgl. 1382 Februar 2.“)

---

M. U. B. Bd. 20. S. 48. Nr. 11352.

1381 Juni 15. Zu der Pfründe der Frühmesse des Altars des heil. Hyppolit (in der Kirche zu Malchin) ist gegeben, wie in dieser Stiftungsurkunde folgt: 19 Morgen Acker, 10 davon gelegen im Wergentinschen Felde in zwei Stücken Ackers bei Herman Schlichtekam, und 9 Morgen Acker vor dem Mühltentor gegen die „Faule Buche“, und eine Wurt (wortt \*), die liegt dem Wedem gegenüber. (Wedem, weed = künstlich angelegter Teich, Viehtränke, Pferdeschwemme; „weten“ = das Vieh „waten“ machen).

Noch 150 Mk Finkenaugen (vinckenogen), welche Diterich Lepel bei sich hatte laut Siegel und Brief, die hierüber gemacht sind, womit man eine ewige Rente für die Pfründe (beneficium) kaufen soll. Das Zusammenbringen dieser Pfründe geht vom Rote zu Malchin aus.

Datum 1381, am Tage der heiligen Märtyrer Vitus und Modestus.

Vnd eine Confirmatio hirauff“.

(Nach dem Malchinschen Kirchen-Visitations-Putocoll „de 1552, 49/50“ im Haupt-Archiv zu Schwerin.)

---

M. U. B. Bd. 20. S. 70. Nr. 11378.

1381 Nov. 8. Bützow. Heinrich und Magnus, Brüder, Herzöge von Mecklenburg, Grafen zu Schwerin usw., und die Städte Rostock und Wismar vereinigen sich mit dem Fürsten Lorenz von Werle und dessen Städten Parchim, Malchin, Güstrow und Teterow wegen Beitritts zu dem in Güstrow aufgerichteten 3jährigen *Landfrieden*.

Wir Heinrich und Magnus, Brüder, von Gottes Gnaden Herzöge von Mecklenburg, Grafen zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herren, bekennen und bezeugen öffentlich in diesem Brief, daß wir des allgemeinen Nutzens und des Friedens der Länder willen mit den wohlgeborenen Herren Lorenz, Herrn zu Werle, und seinen Städten, nämlich Parchim, Malchin, Gustrow und Tetrow angetragen haben, daß wir mit den genannten Herren und Städten den selben Landfrieden, der letztlich zu Güstrow gemacht wurde, halten sollen und wollen, so wie er begriffen, gelobt und beschworen wurde, der jetzt auf der Stelle beginnen und wahren soll von nächstkommenden Weihnachten an fort über drei Jahre. Jedoch sollen und wollen wir obgenannten Herzöge Hinrik und Magnus einen Ritter, einen Knecht und einen Bürger stellen, die über den Landfrieden richten sollen, so, wie er begriffen ist.

Auch soll dieser selbe Landfrieden uns obigen Herzögen Hinrik und Magnus, unseren Männern (Rittern), Ländern und Städten in aller unserer Freiheit, Gerechtigkeit, Gericht und Recht keinerlei Schaden bringen, sondern ein Jeder soll bei all seiner Freiheit und seinem Recht bleiben.

Geschähe es aber, daß irgend ein Verschulden, Zwietracht und Krieg um Sachen willen entstünden, die während dieses Landfriedens geschehen seien oder geschehen sollten, — gegen irgend einen Herrn, Ritter, Knecht oder Stadt, die in diesem Landfrieden einbegriffen sind, dann sollen und wollen wir alle zusammen bleiben zu einem ganzen Ende mit aller Macht nach dem Wortlaut des Landfriedens und nicht eher davon zurücktreten, bis wir in allem, was diesen Landfrieden betrifft, zu einem ganzen Ende gekommen sind.

Hiermit ziehen wir hinein den ehrwürdigen Vater, den guten Bischof Hinrik von Ratzeburg und den gewählten Bischof zu Schwerin und ihre Stifte und unseren

---

\*) Eingehertes Stück Gartenland (So noch bei Reuter) Die Schr.

Vetter, Herzog Johann von Mecklenburg, Herzog Wartislaw und Herzog Boggeslaw von Stettin, den Markgrafen von Brandenburg und Junker Berend von Wenden.

Wollen sie mit uns darin sein, so sollen sie uns Briefe nach dem Wortlaut dieses Briefes besiegelt wieder zurückgeben.

Und haben zu größerem Zeugnis unsere Siegel mit guten Willen hängen lassen an diesen Brief, der gegeben und geschrieben ist zu Bützow im 1381. Jahr des Freitags vor dem Tag St. Martini, des heil. Bischofs.

(Nach dem Original im Stadt-Archiv zu Güstrow. An Pergament-Bändern hängen 4 Siegel usw.)

---

## Neues aus der Sammlung Hannemann

In ‚mecklenburgischen‘ Besitz zurückgekehrt sind inzwischen wieder folgende Münzen:

### Rostock

Breiter Taler 1616 auf die Geburt und Taufe des Prinzen Karl Heinrich, 2. Sohn des Herzogs Johann Albrecht II. (1610–1636), ein ausgesprochen seltenes Stück.

### Mecklenburg-Strelitz

Adolph Friedrich III. (1708–1752) — Pistole 1749

Avers: D. G. ADOLPH FRID. III. MECKLENB. DUX. Geharnischtes Brustbild nach rechts.

Revers: Gekröntes 6feldiges Wappen mit Elefantenorden, neben der Krone 1749, unten neben dem Elefanten HC—B.

Anmerkung: Eine Pistole ist eine Goldmünze = 5 Taler. HCB = Heinrich Christoph Baumgarten, Kammersekretär, Münzmeister in Neustrelitz 1749–1759.

Es erübrigt sich wohl zu betonen, welches wichtige Kulturgut mit der „Sammlung Hannemann“ gerettet wird. — Für Hannemann ist nicht nur die Pflege, sondern die Weiterentwicklung des Kulturerbes geradezu ein legitimer Auftrag; er will mit seiner Sammlung — sie umfaßt schon rund 1000 (!) Münzen und ist jedem Mecklenburger zugänglich — und mit seinen Arbeiten über mecklenburgische Münzen vor allem verhindern, daß nach der geographischen und politischen Spaltung Deutschlands auch noch eine kulturelle sich vollzieht. Alle Landsleute — soweit sich noch eine mecklenburgische Münze in ihrem Besitz befindet — sind deshalb aufgerufen, diese Münze (gegen eine angemessene Entschädigung) für diese einmalige Sammlung zur Verfügung zu stellen. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß die „Sammlung Hannemann“ (lt. Testament) niemals verkauft werden darf, auch von seinen Erben (4 Söhne) nicht, sondern diese Sammlung soll einmal wieder in die Heimat zurückkehren und könnte z. B. die beim Schloßbrand in Neustrelitz 1945 verloren gegangene staatliche Sammlung ersetzen. — Schließen wir mit einem Wort von Hannemann, das er mir entgegnete auf die Frage, warum er sich gerade diese (doch immerhin sehr kostspielige) Aufgabe gestellt habe. Hier seine Antwort (mit Wossidlo): „Um die Erinnerung an eine für immer verschwundene Welt lebendig zu erhalten.“ P.

# Das dynamische Telekolleg und seine bildungspolitische Bedeutung.\*)

Von Gerhard Malchow

## Begriff, Wesen, Bestandteile

1. Das seit dem 2. Januar 1967 in Bayern verwirklichte Telekolleg ist eine Kombination von Fernsehen, Fernsehunterricht, Erkenntnissen des programmierten Unterrichts, Erwachsenenbildung und öffentlicher Leistungskontrolle<sup>1)</sup>). Es führt zur Fachschulreifeprüfung.

Das Telekolleg unterscheidet sich wesentlich vom ebenfalls in Bayern seit über sechs Jahren praktizierten Schulfernsehen, das lediglich den herkömmlichen Schulunterricht ergänzt und bereichert. Das öffentliche Fernsehen ermöglicht dagegen durch das Telekolleg voll einen staatlichen Bildungsweg, nämlich den der Berufsaufbauschule und macht ihn und damit ein schulähnliches Geschehen der gesamten bayrischen Bevölkerung zugänglich. Seit dem 1. April 1969 wird das Telekolleg auch in Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und dem Saarland durchgeführt.

Das Telekolleg übernimmt den Lehrstoff der Berufsaufbauschule in vollem Umfang, und zwar den der dreijährigen Form, die zwei Jahre lang als Abendschule und im letzten Jahr als Vollzeitschule läuft. Das Ziel dieser Schule ist die Verleihung der sog. Fachschulreife. Diese schließt die mittlere Reife ein und stellt eine Kombination von mittlerer Reife und abgeschlossener Berufsausbildung dar. Die Fachschulreife berechtigt zum Übertritt in die Fachschulen und Ingenieurschulen, in die dreijährige Form der Kollegs zur Erlangung der Hochschulreife und in die dreijährige Form der Abendgymnasien.

In der Berufsaufbauschule und damit auch im Telekolleg werden die *Grundfächer* Deutsch, Englisch, Geschichte mit Sozialkunde, Mathematik und Physik, die *Zusatzfächer* Chemie, Biologie, Erdkunde, Religion und als *fachbezogene* Zweige Technisches Zeichnen, Kaufmännisches Rechnungswesen, Betriebswirtschaft, Ernährungslehre und Landwirtschaftliche Betriebslehre gelehrt. Der Teilnehmer des Telekollegs erhält bereits vor der Sendung das schriftliche Begleitmaterial, nämlich die entsprechenden Arbeitsbögen, die Lektionspässe und Übungsmaterial zur Nacharbeit.

2. Die Fernsehsendungen des Telekollegs empfängt der Teilnehmer in Bayern von 18 Uhr abends im ersten und dritten Fernsehprogramm mit je einer Wiederholung sowie seit September 1967 alle Sendungen auch am Wochenende im ersten Programm.

a) Durch die *Fernsehsendung* soll der Teilnehmer erstmals intensiv mit einem neuen Stoff bekanntgemacht werden. In erster Linie hat der Fernsehlehrer, ein optimaler Fachlehrer und Pädagoge, diese bedeutsame Aufgabe wahrzunehmen. Sehr wichtig ist dabei aber auch die Arbeit mit der Kamera. Dabei sind viele Möglichkeiten einer Selbst- und Erfolgskontrolle des Schülers eingebaut. Zum Beispiel wird der Schüler im Fremdsprachunterricht aufgefordert, selbst Sätze zu sprechen, die dann in der Sendung sofort wiederholt werden. Nachdem er mit dem Gesamtstoff einer Lektion akustisch und optisch vertraut gemacht wurde, wird der Stoff in mehrfachen Wiederholungen so dargeboten, daß der Schüler während der Sendung mitarbeitet.

In die Deutschsendung sind z. B. Elemente eines Fragespiels eingebaut, bei dem der Fernsehlehrer kleine Aufgaben stellt, wonach die Kamera die richtigen oder falschen Antworten nur zögernd ins Bild einschwenkt, nämlich erst dann, wenn der mitarbeitende

\*) Verbindung von Schule und Fernunterricht.

<sup>1)</sup> Vgl. Alois Schardt in „Fernsehn in der Schule“ herausgegeben von Johannes Zielinski, Henn-Verlag Ratingen 1966 — S. 10 ff.

tende Schüler sich auf die gestellte Frage eine Antwort gegeben hat. Diese Formen der unmittelbaren Selbst- und Erfolgskontrolle sind für die Fernsehdidaktik kennzeichnend.

b) Der *Lektionspaß* eignet sich besonders gut für die naturwissenschaftlichen Fächer. Er enthält angefangene Sätze oder Regeln. Beim Ansehen der Sendung muß der Schüler den Lektionspaß vor sich liegen haben. Die in der Sendung systematisch und didaktisch geordneten Darbietungen der Lernschritte münden immer in eine Grundregel, auch Merksatz genannt, ein. Dieser im Lektionspaß zum Teil vorgegebene Merksatz wird während der Sendung von dem Schüler ergänzt. Dadurch soll der Schüler das Gefühl erhalten, daß er das, was er dort einschreibt, auch eingesehen hat, und daß dies *seine* Leistung war. Dies soll es ihm erleichtern, den Stoff nach der Sendung noch einmal gründlich durcharbeiten.

Das schriftliche Begleitmaterial soll überhaupt das Gelernte vertiefen, dem Schüler zusätzlich einprägen und für die Aufgabenlösung verfügbar machen.

Vom Teilnehmer wird gefordert, daß er die gestellten Aufgaben schriftlich löst, zum Teil als Aufgaben, die der Selbstkontrolle dienen, zum Teil als Aufgaben, die der Fremdkontrolle unterliegen. Die Aufgaben zur Fremdkontrolle sendet er ein. Sie werden von staatlich beauftragten Lehrern korrigiert und benotet und führen zu einem Beurteilungs- und Personalbogen eines jeden Schülers. Diese Bögen sind die Vorstufe zu den staatlich anerkannten Prüfungen, nämlich der beiden Zwischenprüfungen nach jedem Kurs — auch Feststellungsprüfungen genannt — und der Fachschulreifeprüfung nach dem dritten Kurs.

c) Die alle drei Wochen am Sonnabend stattfindenden *Kollegtage* dienen der Gruppenarbeit, d. h. der Zusammenkunft von aus ca. 15–20 Schülern bestehenden Gruppen mit einem Pädagogen. Diese Kollegtage sollen der Überwindung des mit jedem Fernunterricht leicht verbundenen Vereinsamungseffekts dienen, insbesondere die menschlichen Beziehungen zwischen den Teilnehmern des Telekollegs fördern und die rhetorischen Fähigkeiten der Kollegteilnehmer schulen. Dieser wichtige Bestandteil des Telekolleg soll keinen Zusatzunterricht bieten sondern ein *Gespräch* zwischen den Teilnehmern und dem Lehrer ermöglichen und insbesondere Unklarheiten beseitigen, die im Laufe der vorausgegangenen drei Telekollegwochen aufgetreten sind.

Es geht dabei darum, wie es der Leiter des Telekollegs *Schardt*<sup>2)</sup> ausgedrückt hat, „eine im Wissensstand und in der Intelligenzstruktur unterschiedliche, im Informationsstand aber einheitliche Gruppe dazu zu bringen, daß sich das erfahrene Informationswissen in jedem Teilnehmer optimal aktualisiert“.

### **Finanzierung, Träger, Teilnehmerzahl, Termine, Prüfungsergebnisse, Voraussetzungen der Teilnahme**

Das Telekolleg wird von der Stiftung Volkswagenwerk, den Rundfunkanstalten und dem Staat finanziert. Es ist eine gemeinsame Bildungseinrichtung der jeweiligen Rundfunkanstalt und des Staates<sup>3)</sup>

Die Anmeldungen zum am 2. Januar 1967 beginnenden Trimester mußten auf 14 500 beschränkt werden. Davon haben sich 80% zu den Kollegtagen angemeldet. Zum ersten Kollegtag erschienen 8723. Die Teilnehmerzahl pendelte sich schließlich auf 5000 ein. Im September 1967 haben sich weitere 9497 Personen zum Telekolleg angemeldet, davon 3452 als Vollteilnehmer, 1414, die nur an bestimmten Fächern

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 15.

<sup>3)</sup> Vgl. § 1 der vorläufigen Ordnung für die Kollegtage und die Fachschulreifeprüfung der Teilnehmer am Telekolleg vom 19. 7. 1967 (Bayer. KMBL. S. 449), abgedruckt in SchulRS Bayern (Hermann Luchterhand Verlag), S. III E I/801. Zu den Rechtsgrundlagen vgl. Näheres, Gerhard Malchow, Das dynamische Telekolleg, in: Recht der Jugend und des Bildungswesens, 1968, S. 166.

interessiert sind und 4631, die lediglich die Zusendung des schriftlichen Begleitmaterials wünschten. Darüber hinaus sehen sich noch viel mehr Personen die Telekollegsendungen an. Allein auf dem ersten Sendernetz sind um 18 Uhr – nach den Erhebungen der Infratam – täglich 240 000 bis 250 000 Geräte in Bayern eingeschaltet<sup>3a)</sup>.

Diese Zahlen sind erstaunlich hoch, wenn man bedenkt, wie neuartig dieser Bildungsweg auf deutschem Boden ist, und wie verhältnismäßig gering die Bildungswerbung dafür war. Insbesondere ist zu berücksichtigen, daß unsere herkömmlichen Schulen ihre Schüler fast überhaupt noch nicht auf diesen Bildungsgang hingewiesen, geschweige denn sie geistig damit vertraut gemacht oder sie motiviert haben, einen solchen Bildungsweg zu beschreiten. Dies müßte insbesondere in den Abschlußklassen der Volksschule, aber auch in den Berufsschulen in Zukunft geschehen. Auffallend sind die guten Prüfungsergebnisse der Teilnehmer. Der Notendurchschnitt war in sämtlichen Fächern besser als in den vergleichbaren Schulen herkömmlicher Art.<sup>4)</sup>

Die Teilnehmer haben nur eine geringfügige Gebühr zu zahlen. Weitere Voraussetzungen für die Teilnahme sind der Volksschulabschluß sowie ein Mindestalter von 15 Jahren.

### Die zukünftige Entwicklung und bildungspolitische Bedeutung

Es ist zu erwarten, daß weitere Rundfunkanstalten anderer Bundesländer das Telekolleg übernehmen werden. Der Bayer. Rundfunk hat es diesen bereits zum Kauf zu einem verhältnismäßig niedrigen Preis angeboten.

Eine der Aufgaben kommender Jahre dürfte es sein zu erproben, wie weit das Telekolleg zumindest z. T. in unser bisheriges Schulwesen integriert werden kann. Darüber hinaus muß gefordert werden, daß sich die pädagogische Forschung und Lehre, alle maßgebenden Institute der Bildungsforschung und die verantwortlichen Bildungsverwaltungen, insbesondere die Kultusministerien, verstärkt auf die durch das Telekolleg gebotenen Möglichkeiten einstellen. Es ist zu begrüßen, daß die Stiftung Volkswagenwerk auch die wissenschaftlichen Begleituntersuchungen zum Telekolleg z. T. finanziert.

Eine teilweise Eingliederung in unser bisheriges Schulwesen könnte selbst für die Mittel- und Oberstufen der Gymnasien, die Realschulen sowie für die letzten Klassen der Hauptschule in Betracht kommen. Angesichts des Lehrermangels dürfte das zunächst für alle diejenigen Fächer gelten, die am stärksten von ihm betroffen sind, also für die mathematisch-naturwissenschaftlichen sowie die soziakundlichen Fächer. Der in diesen Fächern geradezu chaotische Lehrermangel zeigt z. B. an der Bedarfsfeststellung der Ständigen Konferenz der Kultusminister, wonach schon jetzt über die Hälfte aller Mathematikstunden an den Gymnasien der Bundesrepublik von Lehrern gegeben werden, die selbst niemals Mathematik studiert haben<sup>5)</sup>. Gerade in den genannten Fächern vermag das Telekolleg besonders wirkungsvoll eingesetzt zu werden. Schon jetzt läßt sich erkennen, daß in Zukunft gerade jenen Fächern, für die schon heute der größte Lehrermangel besteht, ein größerer Anteil in den Lehrplänen eingeräumt werden dürfte<sup>6)</sup>. Um so bedeutender dürften also die durch das Telekolleg verwirklichten Bildungsmethoden für unser zukünftiges Bildungswesen sein. In diesem wird der Medienverbund, wie er beim Telekolleg in vorbildlicher Weise erreicht wurde, eine wichtige Rolle spielen.

<sup>3a)</sup> Alois Schardt, in: *Erwachsenenbildung 1967* S. 217.

<sup>4)</sup> Alois Schardt in *Wissenschaftliche Begleituntersuchung zum Telekolleg Heft 1 1969*.

<sup>5)</sup> Günther Dohmen, „Das Fernstudium“, Verlag Quelle & Meyer Heidelberg, 1967, S. 95; sowie: *Bedarfsfeststellung 1961–1970 für Schulwesen usw.*, Dokumentation, herausgegeben von der ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn (ohne Jahresangabe).

<sup>6)</sup> Evers, *Bildungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland*, Schriftenreihe des Forschungsinstituts der deutschen Volks- und Betriebswirte 1966, Stofffuß-Verlag, Bonn, S. 22 und 25.

## Die Himmelschaukel von Gerhard Brose

Ein Lieblingsaufenthalt des Knaben war die Wiese, die sich hinter dem großelterlichen Obstgarten, dem Achterhof, ins offene Feld hinausdehnte und welche die Kladower „Die Große Wiese“ nannten. Hier konnte er lange Stunden sitzen oder liegen — nur in Gesellschaft der Gräser, Blumen, Schmetterlinge, Frösche und Käfer, die eine solche Wiese so bunt und lebendig machen. Die andere Welt war dann versunken, die Phantasie hatte freies Spiel. Am liebsten kam Jochen mit entblößten Füßen auf die Wiese, er liebte ihren weichen Boden. Anderen Ortes zog er die Schuhe nicht gerne aus, auf dem Bauernhof, und im Schafstall nicht, weil er den Schmutz an den Füßen nicht leiden mochte, unter dem Kastanienbaum nicht, weil ihn dort die feinen, scharfen Steinchen drückten. Aber wenn er den Fußsteig betrat, der durch die Wiese führte, dann konnte er gar nicht anders, er mußte sich seines Schuhwerks entledigen, es störte ihn hier — er wollte das weiche, kühlende Gras an seinen nackten Sohlen fühlen. Dann durchströmte ihn ein seltsames Wohlgefühl. Er hätte dies nicht in Worten ausdrücken können, aber er spürte es. Immer wieder zog es ihn barfuß an diesen Ort, und wenn er mit dem Vater vom Baden im Clammsee zurückkam, war es immer ein schöner Abschluß für Jochen, wenn er das letzte Stück des Nachhauseweges mit nackten Füßen durch seine Wiese laufen konnte.

An einem drückendheißen, schwülen Nachmittag im Juni war es, als er sich, die Schuhe schon in den Händen tragend, der „Großen Wiese“ wieder einmal näherte. Sie hatte ihr prächtigstes Sommerkleid angelegt, hatte das grüne Untergewand der Gräser mit so vielen weißen, bläulichen und goldgelben Blumen besteckt, daß der grüne Unterton fast verdeckt war und Jochen die Augen schmerzten, wenn er in diese unruhige Farbenwelt blickte; denn von oben gleißte ein blau-weißer Himmel herab wie ein einziger Lichtdom. Auch dessen Helligkeit schmerzte. Besänftigung schenkte nur der kühlende Fußsteig, den der Knabe jetzt fast bis zur Hälfte entlanggeschritten war. Er mochte nicht mehr weitergehen, Hitze und Licht machten seine Sinne müde. Er legte sich unter einen kleinen Kirschbaum, der am Grenzsaum zwischen Obstgarten und Wiese stand. Das Bäumchen spendete nur einen spärlichen Schatten. Der Knabe verschwand fast in den hohen Gräsern und den vielen weißen, blauen und goldgelben Blumen, die auch hier blühten. Da lag er nun, lang hingestreckt, die bloßen Füße im Grase bergend, den Kopf in den kärglichen Schatten des Baumes gewandt.

Ein leiser Luftzug strich über ihn hinweg, die Gräser und Blumen begannen zu nicken und seine heißen Wangen zu fächeln, Schmetterlinge tanzten über ihm, und Bienen und Hummeln summten um ihn. Er empfand noch, wie etwas, ganz leise tastend, seinen entblößten rechten Arm emporkroch. Er vermochte noch mit einem flüchtigen Blick zu erkennen, daß es ein Käferchen war. Er wehrte dem Tierchen nicht. Er konnte das auch gar nicht mehr. Er entsank seinen Sinnen. Dennoch war er sich dessen, was nun geschah, zuinnewert bewußt: durch die dünnen Zweige des Kirschbaumes beugte sich jemand über ihn und sah ihn mit gütigen, hellblauen Augen an. Es war ein seltsam schönes Mädchen, das auf ihn schaute. Das freundliche Gesicht war von hellen Haaren umkränzt. Ein langer, grüner Rock, den es trug, und ein bauschiger, grüner Umhang, der seinen Oberkörper umhüllte, waren mit weißen, blauen und goldgelben Blumen in einem solchen Übermaß bedeckt, daß der grüne Unterton des Gewandes fast erstickt wurde. Jochen konnte den Glanz dieser Farbenpracht kaum ertragen; er schmerzte ihn. Da war es ihm plötzlich, als wenn ihn die lächelnden Augen des jungen Mädchens wie mit magnetischer Kraft anzogen. Er mußte sich erheben und ihm folgen. Er tat das wie gebannt, aber ohne Furcht.

Als sie nur wenige Schritte getan hatten, senkten sich plötzlich aus Himmelshöhen zwei silberne Seile hernieder, deren untere Enden durch einen goldenen Stab zu einer Schaukel verbunden waren. Das schöne Mädchen hob den bereitwilligen Knaben sanft

empor und zog ihn, indem es ihn auf den Schoß nahm, zu sich in die Schaukel. Diese setzte sich, als sie kaum Platz genommen hatten, wie von selbst in Bewegung — erst ganz leise pendelnd, allmählich stärker schwingend und höher steigend, vorwärts, rückwärts, auf und ab, dann immer mächtiger ausholend, bis sie in gewaltigem, wildem Schwünge unendliche Räume durchmaß und doch, wenn sie in ihrer Bahn erdwärts stürzte, die Wiese fast berührte. In ungeheurem Auf und Nieder zog sie ihre unermeßlichen Bögen. Noch majestätischer erschien jetzt dem Knaben die Gestalt des Mädchens, wenn er von ihrem Schoß zu ihr aufblickte, noch schöner erschienen ihm ihre hellen Haare in diesen Höhen. In gleichmäßigem Rhythmus stieg und fiel die Himmelsschaukel. Der Knabe versank in eine wilde und doch unterdrückte Verzückung. Er empfand nicht die mindeste Bangigkeit oder irgendwelches Schwindelgefühl, so sicher geborgen war er auf dem Schoß des Mädchens, das mit dem linken Arm seinen Leib umschlungen hielt. Unablässig stieg und fiel die Himmelsschaukel. Eigenartig war, daß sie trotz ihrer gewaltigen Schwünge nicht den geringsten Luftzug zu verursachen schien. Als sie wieder einmal gen Himmel zog, streckte das schöne Mädchen plötzlich den rechten Arm aus und wies mit vorgeschnelltem Zeigefinger für einige Augenblicke in die Tiefe. Sie tat es stumm, und doch verstand der Knabe. Er blickte in die angewiesene Richtung. Dort unten lag im weiten Pommerland das Dorf Kladow mit dem spitzen Kirchturm, mit dem Haus der Großeltern und dem Kastanienbaum davor, mit der baumbestandenen Dorfstraße, mit allen Häusern, Ställen, Scheunen und Gärten. Es lag da, umkränzt von Wiesen, wogenden Feldern, weiten Wäldern und von den im Sonnenlicht schimmernden Seen, dem Glammsee und dem Kolbitzsee. Plötzlich schienen sich der Kirchturm, das Gehöft der Großeltern und die Große Wiese aus dem Rahmen der weiten Umgebung abzuheben und in einer verstärkten Klarheit aufzuleuchten. Der Knabe schaute mit aufgerissenen Augen auf diesen Ausschnitt des Dorfes. Aber da trat die Schaukel ihre Fahrt schon wieder erdwärts an. Das schöne Mädchen zog seinen Arm wieder ein, stumm, wie es ihn ausgestreckt hatte. Der Knabe schloß die Augen und schmiegte sich noch fester an das Mädchen. — Noch einige gewaltige Bögen zog die Himmelsschaukel. Dann minderte sich ihre Schwungkraft, ihre Bahn verkürzte sich nach und nach, immer ruhiger wurden Auf- und Niederfahrt, immer kürzer ihre Schwingungen. Die Erde mit dem Dorf und der Wiese blieb in greifbarer Nähe. Schließlich pendelte die Schaukel in einigen letzten Zuckungen aus und blieb bewegungslos an ihren Silberseilen über der Großen Wiese hängen. Behutsam, wie es den Knaben hineingehoben hatte, hob ihn das Mädchen wieder aus der Schaukel. Es geleitete ihn unter den Kirschbaum und bettete ihn wieder so, wie es ihn angetroffen hatte. Dann beugte es sich über sein Gesicht, gab ihm einen leisen Kuß auf die Lippen. Dem Knaben schien es in diesem Augenblick, als wenn sich unter dem bauschigen Obergewand des schönen Mädchens zwei bisher verborgene Flügel zeigten. Dann entschwand es hinter dem Baum. — Über ihn hinweg begann der Wind wieder zu streichen, die Gräser und Blumen begannen erneut und fühlbarer sein Gesicht zu fächeln, die Bienen und Hummeln vernehmlicher zu summen. Jochen erwachte. Er sah wieder die Blätter des Kirschbaumes über sich. Lag er denn noch immer hier? Er hob den Kopf und blickte um sich. Das Gebilde der Schaukel war zerronnen, das Käferchen auf seinem Arm verschwunden, aber dort standen seine Schuhe. Die Sonne hatte ihren stehenden Glanz verloren. Über den Himmel hatte sich ein leichter Wolkenschleier gezogen; aber schwül und drückend war es noch immer, und Jochen fühlte sich noch immer müde und zerschlagen. Er lehnte den Kopf wieder zurück.

Da waren plötzlich wuchtige Schritte zu vernehmen. Er lauschte. Die Schritte kamen näher. Da stand der Großvater vor ihm — in langen Wasserstiefeln, grauer Hose, grüner Joppe und grober, grüner Bauernmütze. Auf der rechten Schulter trug er ein noch feuchtes Ruder und braune Fischnetze. Er hatte die Netze auf dem Kolbitzsee gehoben und brachte nun sein Fangergebnis in einem großen, grauen Beutel heim, den er in der linken Hand trug. Auf seine verwunderte Frage an Jochen, was er denn hier treibe — es sei doch schon später Abend — konnte der Junge nur mit wirren Brocken antworten

Im folgenden bringen wir einen Brief von Thomas Mann an unseren Caroliner Dr. med. Friedrich Rosenthal in Beverly Hills. Eine Kopie des Originalbriefes hat uns vorgelegen, leider war sie nicht reproduktionsfähig. Der Brief wurde erstmalig veröffentlicht in dem Werk „Thomas Mann“, Briefe 1937–1947 (Fischer Verlag 1963) und ist zum Abdruck freigegeben.

An Frederick Rosenthal

Chicago, 14. Mai 1946

Lieber Dr. Rosenthal,

von meinem Krankenlager, das meistens schon gar kein Lager mehr ist, sondern ein Lehnstuhl, möchte ich Ihnen den ersten schriftlichen Gruß senden, den ich wieder hinausgehen lassè. Sie haben durch ihre Vor-Behandlung einen großen Anteil an dem in fast sensationellem Grade glatten und glücklichen Verlauf dieser chirurgischen Affäre, denn die schon zu Hause abgehaltene Penicillin-Kur hat ja doch bewirkt, daß ich schon auf der Reise und dann während der ganzen der Operation vorangehenden Woche hier fieberfrei war, was sich gewiß sehr günstig ausgewirkt hat.

Freilich war ich auch hier in den besten Händen, und das Ganze vollzog sich mit soviel Sorgfalt und Schonung, von dem Können der Ausführenden zu schweigen, daß von wirklichem Leiden eigentlich gar nicht die Rede sein kann. Übrigens kam meine gutwillige und geduldige Natur den Helfern zu Hilfe.

Heute war ich, bei sonnigem Wetter, zum ersten Mal wieder im Freien, noch unter Benutzung des Rollstuhls, aber ich gehe zwischendurch sehr unbehindert und muß mich nur hüten durch zu rasche Bewegungen außer Atem zu geraten.

Wir wollen am 24. reisen und hoffen, am Sonntag dem 26. wieder zu Hause zu sein. Sie dort bald zu sehen und Ihnen des näheren zu berichten, auch Ihnen meine gewaltige Narbe zu zeigen, gehört zu den Dingen, auf die ich mich freue. Richten Sie, bitte, meinem Bruder herzliche Grüße aus!

Ihr ergebener

Thomas Mann

---

### Schlafender Pan

Ein Hauch der Nacht  
trifft mein verträumtes Ohr  
und zeugt den Odem  
keuschen Knabentums,

des Weihers Duft  
in Sommersonnenglut,  
der stummen Schwäne  
schwereloses Spiel.

Kein Laut. —  
Nur Sonnentupfen  
tropfen durch die Zweige,  
und eine Stimme raunt mir:  
„Schweige!“

G. H. Piehler (1961)

## Cimbrische Impressionen

Von Christian A. Bourjau

Von seinen geneigten Lesern glaubt der Verfasser mit Recht das Wissen voraussetzen zu können, daß mit der cimbrischen Halbinsel — von der in folgendem ein wenig die Rede sein soll — jener Vorsprung des europäischen Festlandes gemeint ist, den in Deutschland die Landschaften Schleswig und Holstein und im nördlich benachbarten Dänemark der als Jütland bekannte Teil des Königreiches bilden. Das direkt an Dänemark grenzende ehemalige Herzogtum Schleswig erstreckte sich ursprünglich vom Grenzfluß Königsau im Norden bis zur Eider, was etwa der Linie Friedrichstadt—Rendsburg—Kiel entspricht. Bei der Abstimmung 1920 erfolgte eine Teilung des Schleswiger Landes und das Gebiet bis Flensburg hinunter wurde dänisch. Fortan nannten die Dänen ihr Schleswig Südjütland, nur die Deutschen sprachen historisch richtig weiterhin von Nordschleswig. Nach 1945 kam die Bezeichnung Südschleswig für den deutschen Landesteil auf. Wiederum waren Dänen die Urheber, die damit eigentlich ihr offizielles „Sønderjylland“ annullierten, denn einem Süd- mußte notwendigerweise auch ein Nordschleswig gegenüber stehen. Jedoch die damalige Propagandaoffensive südlich der neuen Grenze wandte sich überwiegend an Bevölkerungskreise, bei denen man kaum mit einem Durchschauen der Unlogik dieser Namensgebung zu rechnen brauchte. Überhaupt, die Überlieferungen der jahrhundertealten Geschichte dieses bemerkenswert breiten Grenzgebietes widersprechen sich auch sonst manchmal, an weiteren Kuriositäten ist kein Mangel, wie etwa, daß 1848 dänischerseits ein Herr Lehmann eine Rolle spielte und ein Jahrhundert später auf der gleichen Seite ein gewisser Münchow. Aber im Grunde lohnt sich heute ein ernsthaftes Engagement kaum noch und überdies kämen die eingangs versprochenen Impressionen zu kurz, wenn gar noch weitere für Landfremde langweilige Historien aufgefrischt würden.

Den von Süden Anreisenden hatte B. vor Jahren in der „Stuttgarter Zeitung“ geraten, nicht wie üblich Hamburg als Einfallstor zu nehmen, mit der Bahn, über die Autobahn oder mit dem Flugzeug, sondern sich vom hannöverschen Elbufer mit der Fähre nach dem idyllischen Glückstadt übersetzen zu lassen. Auf diese Weise wäre die Illusion vollkommen, in ein „meerumschlungenes Land“ (wie es im Liede heißt) zu gelangen, denn die Überquerung der breiten Niederelbe ist in der Tat schon eine kleine Seefahrt. Es ist ja bekannt, wie stark das Meer und die Schifffahrt auf den Binnenländern zu wirken pflegen, weswegen auch ein beträchtlicher Teil der Seefahrer aus meerenfernen Gegenden kommt. Während die meisten Küstenbewohner lieber mehr indirekt vom Meere leben, sei es als Schiffbauer, als Assekuradeure oder in immer stärkerem Maße als „Fremdenindustrielle“. Glückstadt also bildet auf diese Weise den Eingang zum holsteinischen Kernland, dessen Südgrenze wiederum ungefähr der Linie Hamburg—Lübeck entspricht. Im Osten des Landes, in Ostseenähe schon, gibt es sogar eine „Holsteinische Schweiz“. Hier, inmitten dieser hügeligen Waldgegend, liegt die ehemalige Residenzstadt Eutin, in deren weitläufigem Schloßpark man in jedem Sommer bei abendlichen Opernspielen zu Gast sein kann.

Die Bühne bildet ein von hohen Bäumen umstandener Hügelhang, das Publikum nimmt gegenüber auf einem amphitheatralischen Holzgerüst auf einfachen Holzbänken Platz, dazwischen im Talgrund sitzt das Orchester, durch ein transparentes Dach vor den jederzeit möglichen Wetterunbilden geschützt. Als einzige technische Hilfsmittel dienen die das Bühnenbild ausleuchtenden Scheinwerfer, auf eine Lautsprecheranlage dagegen mit den häufig so störenden Effekten verzichtete man. Sie wäre auch nicht imstande, dem tiefen Orchesterklange die fehlende Resonanz wiederzugeben. Das Publikum unterscheidet sich grundsätzlich von dem in festen Häusern. Fast alle Opern-

besucher sind mehr oder minder wetterfest gekleidet und mit Woldecken versehen, die ihnen zu einem weicheren Sitz auf den harten Holzbänken verhelfen und Schutz gegen die abendliche Kühle geben sollen.

Von Anbeginn ist „Der Freischütz“ das bevorzugte Stück gewesen und Carl Maria von Webers Oper des deutschen Waldes enthüllt erst an diesem Ort ihren ganzen romantischen Zauber. Spätestens beim Aufklingen der Hörner in der unvergleichlichen Overtüre ist man ganz von der Stimmung der stillen Waldszenerie umfungen. Dann erfüllt buntes Volksgewimmel das Bild, die Sängerstimmen heben sich klar und deutlich ab. An Requisiten ist nur das Notwendigste aufgeboten, einige Tische vorn, zur Seite Innenräume andeutende Versatzstücke. Doch auch die echte umgebende Natur spielt mit. Als Agathe im zweiten Akte sang: „... dort in der Berge Ferne scheint ein Wetter aufzuziehn...“ glimmte tatsächlich weit hinter den Bäumen ein schwaches Wetterleuchten auf, begleitet von einem leisen Grollen in den Wolken. So daß manche Zuhörer einen besorgten Blick zum Nachthimmel hinaufschickten und den Regenmantel zurechtlegten. Doch es beruhigte sich oben wieder und bei der Stelle: „Nur die Nachtigall und Grille scheint der Nachtluft sich zu freun“ vermeinte man dies förmlich zwischen den Tönen der begleitenden Musik zu hören. — Die Wolfsschluchtszene vollends konnte mit einem pyrotechnischen Raffinement aufwarten, welches auf der normalen Opernbühne einfach nicht darzustellen wäre und die unheimliche Wirkung noch so vieler durch die Luft sausender Tierschemen weit übertraf.

Eutin ist wirklich einer der Höhepunkte des Sommers in Holstein, einem sonst von den Musen nicht gerade verwöhnten Lande. Aber Schleswig-Holsteins Qualitäten liegen vielleicht auf anderem Gebiet. Wie es so schön in der Werbung heißt, ist es ein Feriendland sowohl als auch ein Bauernland. Das erstere hauptsächlich im Sommer, das andere hingegen in den Jahreszeiten, in denen keine Urlaub machenden Fremden da sind und die Bewohner gezwungen sind, mangels dieser Einnahmequelle ihre Landeserzeugnisse, wie zum Beispiel Katenrauchschinken und Gnissauer Camembert vermehrt zu exportieren. Während der Flensburger Rum dagegen wohl überbießend im Lande selbst verbraucht wird, denn wo sonst noch werden in solchem Ausmaße das ganze Jahr über Grog und Teeunsch getrunken. Ach ja, das Lübecker Marzipan gehört auch noch zu den allorts begehrten Ausfuhrgütern, obwohl es nur ein auf zweifelhaftem Recht gegründeter Landesartikel ist, denn die Hansestadt gehört sozusagen nur verwaltungsmäßig zu Schleswig-Holstein. Was diesem selbst für eine lange Zeit beschieden war. Erst lenkte in Kopenhagen ein deutsches Ministerium die Geschicke der beiden Herzogtümer und später regierte die preußische Hauptstadt ihre nördliche Provinz. Inzwischen ist auch Kiel eine Hauptstadt geworden, weil sich Schleswig-Holstein nun allein durchschlagen muß. Für den aufmerksam beobachtenden Besucher ist immer noch der Provinzcharakter spürbar, in positiver, aber auch in negativer Bedeutung. Nicht gerade an der Kieler Förde oder in den Bädern an Ostsee und Nordsee. Schon gar nicht auf der notorischen Insel Sylt, die bereits in früheren Zeiten ihren Zulauf aus Hamburg und Berlin hatte und wo wirklich das geflügelte Wort zutrifft: „Wer sich hier erholt, hat es sich selbst zuzuschreiben.“ — Aber in den zahlreichen, auch heute noch verträumten kleinen Städten, die etwas abseits der Hauptverkehrswege liegen. Schuld daran ist wohl auch die Randlage des deutschen Teiles der cimbrischen Halbinsel, die eine nachhaltige Initiative seiner Bewohner nicht gerade unterstützt und dem Werbewort vom Bauernland kommt dadurch ein recht doppeldeutiger Sinn zu. Nun, Kiel hat sich jedenfalls von der einstigen Marinestadt zur „Landeshauptstadt“ gewandelt. In der gegenwärtigen Ära gab man auch der inzwischen 300 Jahre alt gewordenen Universität, die früher von maßgeblicher Stelle als ziemlich nebensächlich betrachtet wurde, ihr verdientes Ansehen zurück, denn eine Wichtigkeit in einer fragwürdigen deutschen Seegeltung kommt Kiel nicht mehr zu und in die Gebäude der früheren Marinegarnison Düsterbrook ist inzwischen ein mindest ebenso personalstarkes Beamtenheer eingezogen.

Die Stadt selbst hat in jedem Frühsommer ihre großen Tage zur Zeit der bekannten „Kieler Woche“. Ursprünglich von allerhöchster Seite für die Repräsentation einer

Seemacht vorgesehen, dann etwas einseitig allein dem Wassersport als Treffpunkt vorbehalten, ist diese Veranstaltung heute daneben ein wenig zu einem realpolitischen Forum des nordischen Raumes und vor allem zu einem Anlaß des kulturellen Austausches geworden, mit Kunstausstellungen, Theatergastspielen und Konzerten namhafter Orchester. Von diesen hinterließ B. unlängst ein norwegisches Ensemble einen nachhaltigen Eindruck: das Bergener Festspielorchester unter seinem fast einen heimatischen Namen tragenden Leiter Carsten Andersen. Das festlich gestimmte Publikum in der üblichen Zusammensetzung aus Spitzen der Verwaltung, geladenen fremden Gästen und der indirekt dafür aufkommenden anonymen Masse der Musikfreunde hatte im großen Konzertsaal des Schlosses voll der sprichwörtlichen Erwartung Platz genommen. Nach dem Eingangsbeifall erhob sich das Orchester seinerseits — mit Ausnahme der Violoncellisten und Schlagzeuger — und intonierte die deutsche Hymne. Aber es war nicht das übliche Abspielen eines nationalen Anthems, sondern man musizierte die Komposition Joseph Haydns, partiturge treu in Zeitmaß und Phrasierung, mit spürbarer Freude der Musiker an der ebenso schlichten wie schönen Melodie. Es ist bekannt, daß sie einstmals ein Lieblingswerk des alten Meisters war. Als Pendant folgte „Ja, vi elsker dette landet . . .“, eines jung verstorbenen Norwegers Musik auf die Verse seines großen Landsmannes Björnstjerne Björnson. Es ist eine der wenigen Nationalhymnen mit unheroischem Charakter und ihr Komponist konnte im Gegensatz zu Haydn damals mit seinem „Gott erhalte Franz den Kaiser“ einen wesentlich anspruchsvolleren Text vertonen. Vielleicht zu anspruchsvoll für den Verwendungszweck, mit der eigentlich nicht übersetzbaren Schönheit der letzten Worte: „ . . . og den saganatt som senker, drømme paa vor jord.“ \*) Eines zeitgenössischen norwegischen Tonschöpfers Musik zu „Peer Gynt“, ein interessantes Gegenstück zum Werk des Nachromantikers Edvard Grieg, schloß sich an. Wie dieses in Form einer Orchestersuite, aber in modern-subjektiver Tonalität, beispielsweise in einem als Hochzeitstanz bezeichneten Teil mit dissonierenden Streichern den Klang der „Hardanger Fidel“, der norwegischen Bauerngeige geistvoll persiflierend. Die das Konzert abschließende Zugabe war aber der furios gespielte Trolldanz ihres alten Bergener Meisters.

Für den Besuch des nördlichen Nachbarlandes gab es ehemals nur Gründe, die mit der Sicherung oder Verbesserung der Ernährung zusammenhingen. Heutzutage sind diese aber mehr oder minder hinfällig geworden, zumal auch die kulinarischen Genüsse dort oben jetzt kaum billiger als hierzulande sind. Es galt also einen anderen und nicht trivialen Reisegrund zu finden und so bot sich eine Fahrt nach Odense an, der Heimatstadt des Märchendichters Hans Christian Andersen auf der Insel Fünen.

Während die Anlagen des Grenzüberganges Kupfermühle hinter Flensburg weitläufig dem starken Transitverkehr Rechnung tragen, wird der Landstraßentourist das Überschreiten der alten Grenze an der Königsgau kaum noch gewahrt, es sei denn, ihm fallen der alte „Graensekro“ und der „Wiedervereinigungsstein“ zur Linken der Straße auf. Hier, unweit des soeben passierten Städtchens Christiansfeld war es 1920 auch, daß König Christian X., der Schwager Herzog Adolf Friedrichs zu Mecklenburg, obwohl ein versierter Reiter, unfreiwillig abstieg, als er das neu erworbene Land zu Pferde in Besitz nahm. Damit büßte er sozusagen symbolisch für die kleine historische Unkorrektheit, was die „Wiedervereinigung“ betraf. Das für seine Honigkuchen berühmte Christiansfeld ist übrigens der einzige Ort Nordschleswigs, der seinen alten deutschen Namen behalten hat, vielleicht auch mit Rücksicht auf sein weithin begehrtes Erzeugnis. Die nach Fünen führende Hochbrücke über den Kleinen Belt galt vor 30 Jahren noch als ein vielbewundertes Werk der Technik — aus Kruppstahl gebaut übrigens — mit einem entsprechenden Besucherstrom. Jetzt ist es hier still geworden und ungehindert geht es über die für den heutigen Verkehr reichlich schmal gewordene Brücke. Middelbart ist der erste Ort auf Fünen. Von hier aus führt die Straße, teilweise bereits als Autobahn, quer durch die Insel nach Nyborg am Großen Belt. Es ist eine weitschwingende Hügellandschaft, auf großen Schlägen reife das gelbe Korn. Halbwegs liegt Odense (auf der ersten Silbe betont wie Oh(d)ensse auszusprechen), die Hauptstadt dieser gesegneten Insel. Es ist eine betriebsame Mittelstadt, in der Altes und Neues

im äußeren Erscheinungsbild eine nicht immer harmonische Mischung ergeben. Die ehrwürdige, dem Heiligen Knud geweihte Hauptkirche, ein beachtliches Rathaus aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit einem behelmten bronzenen Potentaten davor, enge Geschäftsstraßen, wesentlich etwa zur gleichen Zeit entstanden, ein großes leeres Baugelände in der Innenstadt, sonst die üblichen modernen Fassaden wie allerorts.

Hier wurde Dänemarks großer Sohn geboren. Wo dieses denkwürdige Ereignis im Jahre 1805 stattfand, schien in Odense nicht ganz genau festzustehen, denn B. wurde zuerst von einem älteren Herren in die Munkemøllestraede verwiesen, wo ein bescheidenes schmales Fachwerkhaus als sein Kindheitsheim figurierte. Die mehrerenorts aufgestellten offiziellen Wegweiser „H. C. Andersen Hus“ wiesen dagegen in die Hans Jensen Straede, einem aus alten ebenerdigen Häusern bestehenden Straßenzug jenseits der erwähnten Neubaufäche, unfern eines Restaurants „Den grimme Aelling“ (zu deutsch: das häßliche Entlein). Neben einigen Andenkenläden und gegenüber einer weiteren kleinen Gastwirtschaft lag es nun, das gesuchte Haus. Mit einer die angrenzenden Gebäude um ein Stockwerk überragenden klassizistischen Säulenfassade. Der Bau birgt eine runde Ehrenhalle mit Fresken aus dem Leben Andersens und in zwei Geschossen ein Museum, dessen Sammlungen zum Teil auch in den niederen Zimmern des ursprünglichen Hauses untergebracht sind. Das Möblement der Kopenhagener Wohnung, sein Reisegepäck samt dem berühmten Zylinderhut, zahlreiche Federzeichnungen von seiner Hand mit Ansichten aus Italien außer vielen anderen zeitgenössischen Bildern an den Wänden und als vielleicht rührendstes Andenken in einer Tischvitrine ein Lederbeutelchen, welches man auf der Brust des Dichters nach seinem Tode fand. Es enthielt einen Brief seiner ersten großen — und unglücklichen Liebe, der Schwester eines Studienfreundes, Riborg Voigt. Sehr interessant waren die Bücherschränke, welche seine Werke enthielten, in allen großen Weltsprachen und einer ganzen Anzahl weniger geläufiger. Waren seine ersten Märchen in periodischen Heftsammlungen erschienen, kam deren erste von ihm selbst besorgte Gesamtausgabe zuerst in deutscher Sprache heraus. Hat doch Hans Christian Andersen, allmählich zu einer europäischen Berühmtheit geworden, Zeit seines Lebens dem deutschen Kulturkreis sehr nahe gestanden.

Es hieße den Rahmen dieser Aufzeichnungen zu überschreiten, würde näher auf sein Werk, das außer seinen Märchen auch Dramen. Romane und Reisebücher umfaßt, eingegangen werden. Seine Märchen sind kein überliefertes Volkssagengut, sondern in ihnen erhebt sich eine wunderliche Mischung unwahrscheinlicher und alltäglicher Begebenheiten durch die Phantasie eines begnadeten Dichters zu zauberhafter Poesie. Wohl war er offensichtlich ein Freund der Kinder und sein launiger Erzählerton geht scheinbar auch auf deren Mentalität ein. Schließlich ist er ja ein „Fynbo“ gewesen und den Bewohnern Fünens sagt man außer ihrer singenden Mundart auch einen Sinn für die leichte Seite des Lebens nach. Aber daß in manchen seiner Geschichten kaum verhüllte Satire zu finden ist, wird kleinen Zuhörern kaum aufgehen. Und den Erwachsenen gegenüber verlieren dadurch die Anspielungen bei aller Deutlichkeit an Schärfe, ein Kunstgriff, dessen Wirkung wohl sicher berechnet war. Immerhin ist er nicht nur ein empfindsamer Poet gewesen, sondern auch ein Mensch, der aus ärmlichen Verhältnissen stammend, nach Anerkennung strebte. Eine Schönheit konnte man ihn nicht nennen, schmal aufgeschossen, mit einer langen Nase und Schlitzaugen, was wohl auch die berühmte Sängerin Jenny Lind, die „schwedische Nachtigall“ letztlich bewogen haben mag, ihm nicht mehr als eine aufrichtige, langwährende Freundschaft zu widmen. Der Niederschlag dieses Verhältnisses ist unter anderem in dem so poetischen Märchen von der chinesischen Nachtigall zu finden, welches später Igor Strawinsky bewog, als „Le Chant du Rossignol“ zu vertonen. Das Stück wurde 1924 in Paris zum ersten Mal gespielt.

So steht die trotz allem liebenswerte Gestalt Hans Christian Andersens gleichgeschätzt neben den anderen großen Dänen des 19. Jahrhunderts: Thorvaldsen, Kierke-

gaard, dem in Deutschland weniger bekannten Grundtvig und dem Dichter Oehlschläger. Der wie der Norweger Björnson seine Heimat besang: „Det er et yndigt land, det staar med brede bøge naer salten österstrand“. \*) und welche romantischen Verse auch auf die Schönheit Fünens zutreffen.

- 
- \*) Den vollständigen Text, seine Verdeutschung und auch Noten, um ihn zu singen, findet der interessierte Leser in Reclams Universal-Bibliothek Nr. 8441. Es ist ein Büchlein, welches dem Verständnis anderer Völker sehr dienlich ist, wenn auch die daraus gezogenen Schlüsse nicht immer zutreffen mögen.

---

## Ontologie

So gleitet das Schiff der Menschheit im Meere  
unendlicher zeit- und gestaltloser Leere,  
reißt es mit scharfem Bug und schäumend  
auf für kurze Spanne, und träumend,  
beladen mit tausend Wünschen erdenken  
die Menschen Zeit und göttliches Lenken  
und Wunder und Hölle und Frieden und Krieg,  
Liebe und Christus, Mohammed und Sieg —  
Doch hinter ihm mit rauschender Welle  
zerfurchte Unendlichkeit schließt sich schnelle  
und wird, abklingend, zum bleiernen Meere  
unendlicher, zeit- und gestaltloser Leere.

H. E. Schäfer

---

„Wie tief wir auch in das Wesen des Schönen eindringen mögen, es bleibt geheimnisvoll als ein Abglanz des Göttlichen. Widergespiegelt in Linien, Formen und Farben läßt es eine jenseitige Welt ahnen, in der das Unvollkommene Ergänzung findet.“

Ricarda Huch

---

## Der Kriegsgefangene

Der Regen rieselt übers Zeltdach hin,  
wir träumen von verlornem Glück.  
Was war des mörderischen Krieges Sinn?,  
so fragt das Herz gequält zurück.

Der kleine Mensch, er sieht nur sein Geschick,  
begreift den tiefen Ursinn nicht:  
daß alles Leid uns frommt zu höherm Glück,  
wenn auch das Liebste uns zerbricht.

Gerhard Brose

## Tiere auf einem Havelsee in Mecklenburg belauscht

Heimatliche Erinnerungen von Herbert Klitzing

Während meines Einsatzurlaubes zu Weihnachten 1944 ging ich an einem herrlichen Wintertag auf der zugefrorenen Havel zum Schulzensee. Über eine leichte, neue Schneedecke schritt ich fast lautlos wie über einen Teppich dahin. Dort, wo der See in die Havel einmündet, sah ich plötzlich etwa 60 m von mir entfernt einen Fischotter, welcher in der Nähe seines Einsteig- und Atemloches im Eis einen Fisch verzehrte. Sofort nahm ich vorsichtig im dichten Rohrgürtel Deckung und konnte, weil der Wind günstig war, unbemerkt bei freiem Gesichtsfeld von hier aus gut beobachten.

Im nächsten Augenblick kamen zwei Elstern angestrichen und ließen sich in der Nähe des Fischotters nieder in der Hoffnung, hier von den Resten der Mahlzeit etwas zu erhaschen. Dabei kam die eine von den Elstern ziemlich in die Nähe des Fischotters, dieser machte unversehens und blitzschnell einen fast katzenhaften Sprung zur Elster hin, so wie ich es einem Otter nie zugetraut hätte. Doch die Elstern reagierten ebenso blitzschnell und flogen aufgeschreckt, ohne Federn lassen zu müssen, davon.

Gleich danach tauchte der Otter unter dem Eise weg. Wie zum zweiten Akt auf einer Freilichtbühne kam jetzt ein Fuchs von links gegen den Wind angeschmüht. Der verlassene Schauplatz wurde gleich von ihm inspiziert, aber außer einigen Fischschuppen war dort nichts Eßbares übriggeblieben.

Inzwischen hatte sich direkt mir gegenüber am Bachufer ein Eichelhäher niedergelassen und führte dort ein gedämpftes Selbstgespräch. Der Fuchs, angelockt durch die Stimme des Eichelhähers, kam sofort beutegierig im weichen Schnee angepörscht. — Nahm ich vorhin im Freilicht-Theater den letzten Platz ein, so hatte ich nun Sperrsitze, denn die nächste Szene rollte nur 6 m vor meinen Augen ab. Ich mußte, wollte ich dieses mir unverhofft zuteil gewordene Schauspiel der Natur nicht stören, mich ganz still und wie angewurzelt verhalten.

Als der Eichelhäher den Fuchs erspähte, flog er flugs auf einen nahestehenden Pfahl und schaute zu dem Fuchs mit schräg angewinkeltm Kopf herunter, so, als ob er fragen wollte: „Na du roter Freibeuter, was hast du vor?“ Es war farblich ein faszinierendes Bild. Im Hintergrund die schwarzen Erlen, davor im bräunlichen Federkleid mit den kleinen, leuchtendblauen Federn an den Seiten, der Eichelhäher. Unten der Fuchs, welcher mit seinem rot- und silberfarbigen, dichten Winterhaarkleid und den schwarzen Pfoten scharf von der Schneedecke abstach und schief zum Häher hinauf-äugte. Wie zum Sprung ansetzend, duckte sich nun der Fuchs, aber schon strich im gleichen Augenblick mit einem schrillen „Rätsch“ der Eichelhäher ab.

Die ganze Zeit hatte ich dieser Szene gespannt zugeschaut. Ob ich mich wohl gerührt hatte, oder leise gelacht? Der Fuchs sah sich um, gewahrte mich und verschwand mit einem Satz in den Erlenbestand und entzog sich somit meinen Blicken. Dieses Naturdrama, in welchem nur ein Fisch sein Leben lassen mußte, war nun zu Ende. Ich habe nie wieder aus nächster Nähe in dieser Vielfalt und Abwechslung derartiges erleben können.

\*

Zurückschauend kann ich heute sagen, es war damals ein Abschiednehmen von dem ehemaligen, so lieb und vertraut gewordenen Heimatort. — Warum hatte ich als Jäger nicht die Jagdflinte mit zum See genommen? Sicher war ich froh, als Soldat im Urlaub kein Gewehr mit mir herumtragen zu müssen; dadurch hätte ich mich auch nur um dies Erlebnis gebracht, welches heute noch in besinnlichen Stunden in mir nachklingt. Damals, als man von dem späteren Verlust der Heimat noch nichts ahnte, wurde mir wie zum Abschied noch einmal die ganze ruhige, gelassene Schönheit der heimatischen Natur mit ihrem reichen Wildbestand vor Augen geführt.

## Dei Husor kümmt

Von J. M a a ß , weiland Hauptlehrer in Lübeck

(Nachdruck aus „Bilder aus dem Volksleben des Ratzeburger Landes“, herausgegeben vom Altertumsverein für das Fürstentum Ratzeburg in Schönberg, 1920.)

In mien Kinnerjohrn käum'n ut Reihn (Rehna) aff un an 'n ganz Haur Schaulkiner bet na Gr.-Ziems (Gr.-Siemz bei Schönberg, Geburtsort des Verfassers) hen. Sei süng'n in dei Hüser un snurdn sick Brot un Getüffl, Appl un Beern, Schauh un all so wat. Dat sull nich wäsen, denn Reihn is Swerinsch un wi sünd Strelitzsch. Un Angst harr'n dei arm Kinner vör den Husorn! Hei bröch ehr nich eirst na Schümbarg hen na't Lock, ne, hei tröck sien'n Säwl rut un tröck ehr dormit weck äöwer dat Krüz, Jungs un Dierns, dat sei schrien dehnd, dat dat in'n ganzen Dörp tau hürrn weier. Inns harrn sei in unsn Huus so glatt sungn, un mien Mudder harr ehr 'n halw Brot gäbn, so'n eignbackt Swartbrot, dat versläug wat. Sei güngn wierer na Friedags Huus, ick läup mit, ick much dat Singn tau giern hürrn. Sei hardn äbn anfungn tau singn, dor kümmt Duffers Mriek utn Backhuus angepußt: „Dei Husor kümmt! Dei Husor kümmt!“ Sei mit de Kinner achter ut de lüt Dör rut na'n Backhuus hen un rin int Backhuus; sei släut dei Dör achter sick tau. Weck von dei lüten Dierns weiern na den groten Backabn rinkrapn ut luter Angst vör den bösn Husorn. Faatkrägn hett hei 's datmal nich.

\*

„Dei Husor kümmt! Mudder, dei Husor kümmt!“ räup dei Schult N. in L. sien Fruch tau. „Man flink dei Pann tau Fier un mak em 'n gaur Patschon Ejerbox orer Klaar-in-Schapn. Schon' dei Botter un den Speck man nich; den'n Kirl müt wi uns tau Fründ'n holn.“ — „Ward bisorgt, Hans, giw du sien Pierd man 'n gaur Gift Hawern in dei Krüff, kannst em ok noch 'n lütn Büdl vull Hawern mitgäbn. Den 'n Kirl mütt wi uns tau Fründn holn, du hest recht, Hans, man kann nich wätn, na, du weißt woll, wat ick segn woll.“ —

\*

„Vn Daag mütt dei Husor kam 'n,“ sär dei ool Buer Kleinfeld in Teschow — wo lang is dei nu all in de Wohrhet, dei ganz ool weier dat — tau sien Lür; „vn Daag wüt wi man nich in 'n Huus döschn, ne, leiwer in de Schüün, dei liggt dicht an dei Straat, un dor käönt wi em väl bäter seihn, wenn hei dor vörbiritt. Gautknecht un Voß sien Lür arbeet vn Daag an 'n Selmsdörper Weg, dor käönt sei em ok ollick seihn.“ Dat ward denn makt, sei dösch in de Schüün. Alle Näslang smitt dei Buer sien'n Fläögel daal un kiekt ut dei grot Schüündör üm dei Eck. „Vn Daag hölt hei sick mal lang up. Dat is jü ok 'n ganzn Enn' van Schümbarg her. Hei mag jü ok in Selmsdörp ore Stülsdörp noch wat Apartigs tau daun hebbn. — Dor, hei kümmt! Dei Husor kümmt!“ Alls smitt dei Fläögel ut dei Hand un löpt na dei grot Dör. „Guten Tag!“ — „Gaudn Dag!“ — langsam ritt hei dor vörbi. Alls kiekt. Dei Deinstjung ritt dat Muul noch wierer apn as de Oogn. „Jung, wat kaapst du, dor mak dat Muul tau, wat wist dien Oogn schoon'n“, ranzt em dei Grotknecht an. Dei Husor verswindt bilütn upn Schultn sien Hofstär. Nu ward werrer wieder dösch. Dei Buer mütt äöwer bald werrer üm de Eck kieken; „denn“, seggt hei, „uns' Schult hölt em nich lang an, hei sackt sick sowat nich up, as dei weck ull Schultn daut. Na, dei mäögt jü ok ehrn Grund dortau hebbn. Uns' Schult lett sich nix tauschuln kam'n. — Hei kümmt, dei Husor kümmt!“ Un jerer löppt so dull hei kann un kiekt den Husorn ut dat Dörp herut, so as sei em ok rinkäken hardn. — Je, wer käum in oolen Tiedn väl na Teschow hen? (Teschow liegt versteckt hinter Hügeln am Trave-Ufer; die Franzosen haben 1806 das Dorf nicht gefunden.) Dei Jägers van Hochmiel (Hohemeile), dei käum'n in Vagts Huus, dat weit ick. Äöwer wat is so 'n Jäger jeign Husorn in sien blaag orer ror Uniform? Gor nix! un wenn sich nu mal gor dei Wachtmeister ut Schümbarg, Kollin, seihn läut, Junge, dei Kirl hett jü woll binah äbnsoväl tau seggn as uns' Großherzog sülm.

## Zur Entwicklung des Realgymnasiums von 1825 bis 1925

Das Realgymnasium Neustrelitz gehört zu den ältesten Realanstalten Deutschlands. Im Anfange des 19. Jahrhunderts wurde auch in Mecklenburg-Strelitz das Bedürfnis nach einer zweiten Form der höheren Bildung gegenüber dem Humanistischen Gymnasium immer stärker erkannt. Daher wurde von Großherzog Georg im Jahre 1825 angeordnet, daß eine Parallelklasse zur Quarta des Gymnasiums geschaffen werden sollte. Diese Maßnahme erwies sich als außerordentlich dringend, denn der Besuch dieser realen Klasse verstärkte sich von Jahr zu Jahr, so daß 1828 die zweite Klasse hinzugefügt wurde. Gleichzeitig wurde dieser Zweig zur Realschule erhoben. Schon im Jahre 1833 erfolgte ein weiterer Ausbau nach der Errichtung der Quarta und Tertia mit Aufstellung der Sekunda. In dieser Anstalt wurde neben den Sprachen Deutsch, Französisch, Englisch und Lateinisch besonderes Gewicht auf die Mathematik und die Naturwissenschaften gelegt. Im Jahre 1852 berechnete das Großherzogliche Ministerium dieses Realprogymnasium zur Abhaltung einer Reifeprüfung, durch welche die Primareife erlangt wurde, und Erteilung eines Reifezeugnisses, auf Grund dessen die abgehenden Schüler das Studium der Zahnarzneikunde, des höheren Forstwesens, des Bauhofes, der Pharmazie und zur Tierarzneikunde ergreifen konnten.

Wir ersehen hieraus, daß trotz des alten Namens Realschule dieser neue Bildungszweig in Wirklichkeit ein Realprogymnasium gewesen ist. Allerdings wurde von der Landesregierung der Name Realprogymnasium erst im Jahre 1903 eingeführt. Mit dem Jahre 1920 wurde durch Aufsetzung einer Unter- und Oberprima die Entwicklung zu einer Vollenstanz abgeschlossen. Im Jahre 1925 wurden die beiden Zweige wieder zu einer gemeinsamen Anstalt „Carolinum“ zusammengefaßt.

Von den bedeutenden Männern, welche das Realprogymnasium besuchten, wollen wir besonders hervorheben den Bildhauer Albert Wolff in Berlin, den Schöpfer des Großherzog-Georg-Denkmal, Martin Prehn, den Direktor der Kruppschen Fabrik in Meppen, Prof. Dr. Karl Busley, den obersten Ingenieur der Kriegsmarine, den Maler Wilhelm Riefstahl, Direktor der Kunstakademie in Karlsruhe, und nicht zuletzt Heinrich Schliemann, den Entdecker Trojas. —

Im folgenden bringen wir einen Bericht über einen der bedeutendsten Männer, welche den realgymnasialen Zweig besucht haben. Es ist Prof. Dr. Hermann Thoms, der uns beim Wiederzusammenschluß der beiden Gymnasien im Jahre 1925 auf der Feier eine vorzügliche, zu Herzen gehende Rede gehalten hat, in welcher er vor der zu weit getriebenen Zersplitterung des Schulwesens warnte und auf den Spruch am Universitätsgebäude in Rostock hinwies:

Doctrina multiplex, veritas una

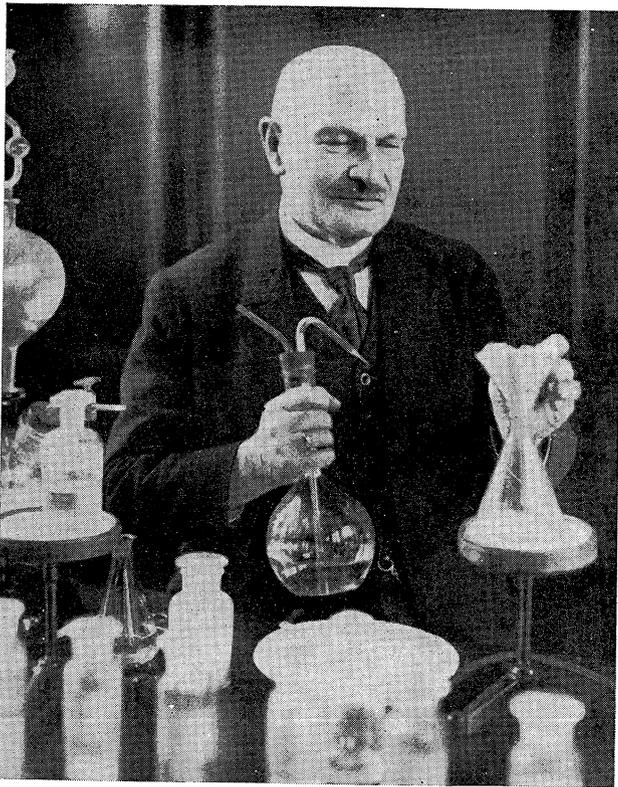
und das Goethe-Wort zitierte:

Wie sich Verdienst und Glück verketten,  
Das fällt den Toren niemals ein,  
Wenn sie den Stein der Weisen hätten,  
Der Weise mangelte dem Stein.

G. H. P.

*Geheimer Regierungsrat Professor Dr. phil. Dr. med. h. c. Hermann Thoms*

Hermann Thoms wurde am 20. März 1859 in Neustrelitz geboren und ergriff am 1. 7. 1876 die Apothekerlaufbahn, die er 1884 in Jena mit dem Staatsexamen abschloß. Nach der Promotion in Erlangen 1886 und langjähriger Tätigkeit bei der Fabrik J. D. Riedel in Berlin habilitierte sich Thoms im Jahre 1895 für Pharmazeutische Chemie an der Universität Berlin. Nach seinen Plänen entstand in Berlin-Dahlem das erste Pharmazeutische Institut der Universität Berlin, zu dessen Leitung er be-



*Prof. Dr. Dr. h. c. Hermann Thoms im Laboratorium. Er schenkte dem Carolinum 1925 zum festlichen Einzug in das neue Gebäude eine Plakette mit seinem Bildnis.*

rufen wurde. Seine Ernennung zum Geheimen Regierungsrat und bald darauf zum ordentlichen Professor war eine Anerkennung für sein Wirken.

Aus vielen Ländern der Welt arbeiteten Doktoranden an wissenschaftlichen Arbeiten in diesem Institut, und Thoms war daher durch die Veröffentlichungen in der ganzen Welt bekannt. Durch diese internationalen Kontakte kam es auch zu seiner Weltreise zusammen mit seiner Lebensgefährtin Luise durch Amerika, Japan und China in den Jahren 1923 bis 1924. Die Pharmazeutische Gesellschaft verdankt ihre Gründung im Jahre 1890 hauptsächlich der Initiative von Hermann Thoms. Im Archiv der Pharmazie und den Berichten der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft wurden und werden heute noch die wissenschaftlichen Arbeiten der Pharmazeutischen Institute veröffentlicht. Auch nach seiner Emeritierung im Jahre 1927 fand Thoms neben seiner Tätigkeit als Präsident der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft noch Gelegenheit, durch sein Wissen und seine Erfahrung der Allgemeinheit zu dienen wie z. B. im Reichsgesundheitsrat.

Am 28. November 1931 endete das erfolgreiche und durch viele Ehrungen ausgezeichnete Leben von Hermann Thoms in Berlin-Strengitz. Seine Ruhestätte fand er in Eisenach.

Vieles wäre noch über Hermann Thoms, über sein der Pharmazie voll und ganz gewidmetes Leben, seine Liebe und Güte der Jugend gegenüber zu sagen, aber dazu reicht der vorgesehene Platz nicht. Seine früheren Mitarbeiter und seine Schüler, zu denen ich mich zählen darf, gedenken stets in Verehrung dieses hervorragenden Mannes.

Seine Vaterstadt Neustrelitz ehrte ihn durch Benennung einer Straße nach ihm.

Dr. Erich Kassau

## Bannenbrück (1)

(Plattdütsch literarisch? Worüm hüt noch Plattdütsch?)

von Carl Risch

Two Fragen: De irst: Verdröggst sick Plattdütsch mit Literarisch? Wonäben is toirst förrert, dat Nedderdütsch literarisch sin sall? Wenn ihr is de Wetenschap dormank kamen? Dunn, as uns Sprak jung und lütt was, fönn se noch kenen anschlägschen Kopp. De Tid wet nicks von Puken und Püstern. Dat kümmt späer, so, as de Sünn am schönsten lücht, wenn's ünnergeht. Und hüt is mi dat männigmal, as wenn blot noch von Literatur de Red geht, de Sprak sülsen und de ehr Wirth in' Schatten rückt ward. Nu ward von alle Siden ropen: Literarisch möt de Schrift sin! Dor is de Konferenz in Bevensen 1968 (in „Unser Mecklenburg“) Worüm schriben de nich Plattdütsch?

Dor is Hermann Claudius to Ludwig Frahm sinen 60. Geburtstag (De Eekbom 1916 Nr. 7).

Dor is, und de hört an de irste Stell: Professor Wesche. He seggt in „Gedanken zur Plattdeutschen Sprache und Dichtung“ (Carolinum Nr. 35) „Sehen wir unsere niederdeutschen Bücher an! Eine große Gruppe besteht aus plattester Unterhaltungslektüre, die nicht irgendwelchen literarischen Wert haben... Aber wir brauchen nicht nur Unterhaltung sondern auch Probleme.“ Und kümmt doch to den Schluß: „Und daß das Plattdeutsche lebt, leben kann und leben wird, das ist meine Gewißheit und doch wohl unserer aller Hoffnung.“ In sin Antrittsvorlesung ut dat Jahr 1955 klingt sin Ansicht drister: „Wir können heute wieder das Tiefste und Schönste in unserer plattdeutschen Sprache sagen... Unter geht nur das, was sich selbst aufgibt.“

So sehn dat de Historiker. Dat sünd de, wecker de Literaturgeschichte schriben. Giwt dat en richtig plattdütsch Literaturgeschichte? De Historiker kiken toirst und tomihrst dat Wark an. De Psychologen gahn anners vör. Se versöken dörch dat Wark de Menschen neger to kamen. Dat het, se pulen dat Wesen ruter. Dat is ehr Berop. Analyse de Upgav. Se sünd von't Fach. Laien und von de sön Lüd as ick sünd froh, dat se dormit nicks to don hebben. Uns Will is de Synthese. Ick bün de Meinung: De Mensch is Persönlichkeit und de lett sick nich updelen, nahst as Mosaik weder tosamenstellen. Jeder kümmt blot einmal vör, kann nich wedderhalt waren. Ick wet, dat man dat anners sehen kann, und de mihrsten don dat ok. Man Korl Hacker vertellt von sinen Vadder (in Pappelsdörp) „He wir enen fixen Kirl und flitigen Arbeiter, dat säden all de, wecker em hat hadd'n äwer dat säden se ok, dat he sick nicks seggen let. Kem nu dor en Bur und säd: dat wull ick so orre so makt hebben; denn säd he: ja, maken lett sich dat so, äwer ick mak dat ümmer so.“ So as de oll Hacker was, stell ick min en Persönlichkeit vör. Und de Sähn dücht mi, was dor ok nich wid von aw. Und de Enkel? De is Zöllner, de hüren ja von Hus ut to de Sünders. Ok „Barthli der Korber“ von Jeremias Gotthelf wir sön' Gniser.

Karl Kraus, de „Fackelkraus“ ut Wien (in uns Nistrelitzer Theater hew ick em vördragen hört, Reibnitz har em kamen laten) schriwt: „Den Weg zurück ins Jugendland möchte ich nach reiflicher Überlegung doch lieber mit Jean Paul als mit Sigmund Freud machen.“

Ja, allens sall man nich weten willen. Dat giwt Saken, de man sinen besten Fründ nich vertellen kann (und de allerbest is man toletzt sick sülsen). Äwrig bliwt blot dat Schwigen, denn Würd giwt dat dor nicht mihr. Gotterleben litt kenen Tügen. Fritz Reuter wüßt dat: Bräsig drauht Fru Pastern (as de nah Havermann rupper lopen will, den ollen Inspektor to seggen, wo se sick freugt, dat sin Unschuld an' Dag kamen is)...“ das sollen Sie auch, aber nahstens... denn Frau Pasturin, als Pasturin müssen

Is das wissen, unser Herrgott ist ein eifersüchtiger Gott und wenn er sich mit einer dankbaren Seele bespricht, denn leid't er nicht, daß andere . . . da mank reden.“

Is dat nedderdütsche Scham?

De Schweizer Emil Staiger schriwt in „Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters“: Oder ein Jünger Freuds behauptet, den „Ödipus rex“ erklärt zu haben, indem er als seelischen Hintergrund der Sage einen Komplex feststellt . . . Darüber kann kein Zweifel sein: hier verzichtet die Literaturgeschichte auf ihre Autonomie . . .

Denn, was den Literarhistoriker angeht, ist das Wort des Dichters . . . nicht, was irgendwo dahinter, darüber oder darunter liegt . . . Manchmal will . . . es scheinen, als hätte die Literaturgeschichte keinen dringlicheren Auftrag, als die Ehre zu mindern, die dem freien schöpferischen gebührt. Und warum? Weil das Schöpferische sich nicht begründen läßt . . . Der Geist hat . . . den Charakter der vollsten Eigengesetzlichkeit. „Erklären kann man ihn überhaupt nicht . . .“

Äwerst noch ist de Frag nich löst: Wennihr is Plattdütsch literarisch? In „Niederdeutsche Dichtung“ (Ernst Klett-Verlag Stuttgart 1968) steht: „Die Auswahl der Texte mußte mehrere Forderungen zu erfüllen suchen . . . Literarische Qualitäten: es sind Texte aufgenommen, die dem Kriterium auch für hochdeutsche Dichtungen in unserem Lesewerk standhalten.“ Is dat richtig? Kann an plattdütsch Schriftwark hochdütsch Mat anleggt waren? Jeder is en Sprak för sick. Plattdeutsch is bi uns to Hus und öller as Hochdütsch, Mi kümmt dat so vör, as wenn ener en „Bachkonzert“ in' Tonfall von „Mozart“ spelen will. Orrer, wenn ener as hüt klassisch Musik in Jazz bringt. Wecker en lütt beten von de Kunst versteht, wet, dat sowat nich geht. Is dat mit de Sprak anners? Dor is't ebenso! De plattdütsch Sprak hett ehr egen Leben und kann blot ut sick sülsen begrepen waren. Und de „willen“ Irdbeeren, de fri in' Busch wassen, schmecken beter und söter as de Gorenplanen, de dor in Regen stahn möten.

Plattdütsch klingt anners as Hochdütsch.

För den' de't kennt, schöner:

Brunnen	Born
Sehnen	Lengen
Pflug	Plog
Scheu	schu schulsch schulau
Flut	Flot

Ja up den Klang kümmt' an! Wecker den vernimmt, vergett em nich, denn wat he hört, is Dichtung! Scholmeisters för den Stil und „Interpretation“ giwt dat hier nich! Wat sall'n maken? Man kann sick blot nah de Dichters richten: Klaus Groth, Fritz Reuter, John Brinckmann, Johann Hinrich Fehrs, Hermann Claudius. Groth sin Brew äwer Hochdütsch und Plattdütsch geben Anholt. Dat best liggt in't Geföhl und in't Hart. Mit Verstand alleen kann en dor nich rangahn. Wenn von Geföhl und Hart de Red geht, meen ick de Lew.

Und dormit kam ick glik to min twete Frag:

Worüm hüt noch Plattdütsch?

Plattdütsch is dat letzte Stück von uns Heimat!

Wenn Dr. Lehmbecker in „Friedrich Grieses Begriff der Heimat“ (Carolinum Nr. 36) seggt . . . „Bei dem Bekanntwerden mit der Geschichte handelt es sich um geistige Vorgänge, und es ist nach meiner Ansicht sicher, daß die Muttersprache, die das Tor in die Welt des Geistes bildet, von Griesen in die großen unvergeßlichen Erfahrungen mit eingeschlossen und in ihnen mitgedacht ist“, so kann ja dormit blot Plattdütsch meent sin. Und dor kümmt mi in den Sinn: Worüm hett Griesen blot nich es plattdütsch schreben (ick wet nicks). Dat nedderdütsch Volksleben ok hochdütsch dorstellt waren kann, is mi klor. Äwerst schad is't likers.

Hans Much, de Hamburger Professor (Caroliner) hett plattdütsch redt und schreben. Ick hew sinen Nedderdütschen Dodendanz mit Biller von Becke-

rath. „To Hus“ en Mund vull plattdütschen Rimels von Much und na Hand vull plattdütschen Biller von Friedo Witte is mi noch nich in de Hand kamen. Dorut kenn ick blot:

Ick hew sön Drom von stille Tid.  
Üm mi is allens so wid, so wid.  
Üm mi und in mi is't so klor,  
Und doch ward mi dat Seihn so schwor.  
De stille Tid is gornich hell.  
Dor kümmt dat Schummern Well an Well,  
Dor kümmt dat Schummern, strakt min Hoor,  
De stille Tid is gornich hell.  
Und doch sühst mihr dor as in' Helln,  
Stülwerig blänkern de laten Quellen,  
Un günt de Firn, de is so blid —  
Ick hew sön Drom von stille Tid.

In sinen Festvördrag up dat Heimatfest in Mölln hett Much 1918 äwer Bukunst von uns Öllern schnackt und seggt: „De nedderdütsche Bukunst in ehr gröttste Tiden is äwerall de gröttste Dütsche Kunst west. Von de Hanseatentid sār he, dat se de gröttste echt Dütsche Tid west wir, wil de Hanseaten nich glieks ah und oh vör allet Frömde makt harrn. „Willn wi uns nedderdütsche Kultur hollen“, wir sin Schluss, „so gifft dat twe Bollwarks: uns plattdütsch Buort und uns plattdütsch Sprak.“

---

Dorto noch en poor plattdütsche Dichters, de ehr Böker „mihr as Böker“ sünd, und de ick ümmer werrer läs.

(Ottografi so, as' von Verfater schreben is).

In „Kik in de Welt“ von' 1. 2. 1956 stahn twe Gedichten von Bernhard Trittelwitz, de up Rügen grot worden is (dor spelt ok sin Vertellers „To lütt för de Leew“) und in't Saarland, wo he lange Tid as Dokter wirkt het, in't 90. Jahr storben is. (Nah 1945 het he sin Saken blot noch in Plattdütsch schreben) Dat irst:

#### Ees wedder an de See

Na lange Tiet, na lange sware Tiet  
heff ick de See hüt noch ees wedder seen  
un freug mi nu, dat se noch grad so schön,  
ok hüt noch jüst so grot un wiet  
as dunnemals in mien Kinnertiet.

Un denn de Wind, de dar so lustig weigt!  
Ja, to den Wind heff ick mi hellschen freugt...  
Dat susst un brust un röppt mi to:  
Dit's all noch so,  
as dat vör dusend Johren wir,  
Blots du nich mihr.

Wecker hett nich de Urlust föhlt, wenn einen de Wind so richtig dörchhalt und dat Blot in de Adern susen lett. Dat föl mi in, as ick 1912 von Schönburg nah Selmsdörp wannert und nu den Ilenbarg ruppa klabastert. Neben mi stünn Albert Toll (Caroliner, nahst Studienrat in Schönburg und storben in Hamburg) wist in de Firn und sār: „Das siebentürmige L ü b e c k“. Mi was, as wir ick werrer in Bannenbrück, har den Weg dörch de Stargardschen Dannen achter mi, tred rut up dat fri Feld und seg dat schöne N i g e n b r a m b o r g vör mi ligen mit dem hogen Torm von de Mariegenkark, de in de Sünn lücht. De Welt kann ein blot to Fot kennen lihren und lew winnen!

Und denn dat anner von Trittelvitz:

### Rode, rode Roos

Frühjohrstiet is rasch verflagen,  
Sommer toog in't Land,  
Awenrot un Morgengragen  
reken sick de Hand.  
Ümmer heller ward de Nacht,  
Rosen stahn in vulle Pracht  
laten mi keen Rauh.  
Rosenduft to höchten stiggt,  
fichelt mi in't Angesicht,  
röppt mi lisen to!

„Kumm doch, kumm“ so röppt he mi,  
rode Roos verlangt na di“ ...  
O du schöne rode Roos,  
segg mi doch, wat denkst du blots,  
dat du nachtens to mi kümmt,  
dat du mi den Freden nimmst.  
Warst du nix darvon gewaar,  
dat för di un mi Gefahr?

Oder meenst du, dat mi bangen?  
Sla man to! Ick lat mi fangen,  
Sla dien Durn man in mien Blot,  
ick holl wiss, bet an den Doot!  
Ick, ick lat di nich mier los!  
Rode, rode Roos!

---

Nich vergeten will ick Paul Hennings, den Bokhändler in Hamborg, de sovel för de Nedderdütsch Sprak dan hett. Ick hew ümma, wenn ick dor baben wir, in de Altstädterstrat bi em inkeken und denn hebben wi langen tosam schnackt, he sprök sön schön reigen Plattdeutsch. As ick dat letzte mal bi em was — mägen 2 bet 3 Johr her sin — sār he mi, dat he Max und Moritz nahvertellt har. Dat Bok süll näimt waren: Soeb'n Hansbunkentoeg in Rimels un Schilleraatsen von Wilhelm Busch. Ick har't nich gliks bestellt. Awerst, as ick nahst mit minen Fründ bi de Musik in Planten un Blomen set, let mi dat ken Ruh. Ick löp an't Telefon und sār Hennings, dat ick dre Stück hebben wull. Dat versprök he mi, man ick kregs nich, und in't anner Johr würr mi von sin Maaten seggt he wir ball hinnerher dod bleben. Dat möt jedweren lesen, de Plattdütsch kann und nich vergeten dat Nahwurt.

---

In „De Eekboom“ von't 44. Johr fünn ick noch:

### Moderleev

(nahn bretonsche Volksballad von Paul Hennings)

He kunn un kunn ehr nich vergeten.  
Se wull un wull nicks von em weten.

„Un hest du mi leev, so wies mi dat,  
Un bring för min' Hund mi dien Moder ehr Hatt!“

Do gung he hin, slög sien Moder dood,  
Neem ehr't Hatt ut de Boss, dat puckert so rood.

Un as he dat hindroog mit bewern Hand,  
Dor stör he, un em full dat Hatt in'n Sand.

Un as dat vör em an de Eer liggen dä,  
Dat Moderhar sä,  
Un dat hür sick as sorgen Wenen an:  
„Hest du di uk weh daan, Jehann?“

---

Nich lest hew ick bether (dat Bok is schwer to kriegien)

### **Dat Hus sünnner Lücht**

Roman von Fritz Lottmann

Dorto schriwt de Eekboom 1918: De plattdütsch ostfriesisch Roman hett lang up sick luren laten. Nu is he dor, Fritz Lottmann wir beropen, em to schriben... Lottmann wir ken alldagsch Begawung. Dat kann en glik an de Ingangskapittel marken, wat för en Geisteskind he wir. Nich för Unnerhollung hett he schreben, ne ut de Volksort halte he sin Kraft ton Dichten, ostfriesisch Leben und Wesen hett he dorstellt, dat Wrangen und Wringen mit en unbarmhartig Schicksal hett he schillert. So as de Soltfloth von de Nurdsee gegen Dik und Wall drängt und drückt in ehre Gier, allens to vernichten, wat Minschenhän'n upbugt, und wat Minschengeist schafft hett, so bedrängt den Helden in diss Geschichte dat böse Schicksal.

Dr Lottmann wir an' 7. Oktober 1880 in Emden buren un is nich ganz 38 Jahr olt an' 2. September 1918 in Oldenburg an Lungenentzündung storben.

He har Landmeter lihrt und, as em de Berop nich tosäd, sin Examen ton Studieren makt und, as he all Fru und Kinner har, Mathematik und Naturwissenschaften studiert, har denn en Privatschol in Oldenburg.

---

Dat „Hus sünnner Lücht“ hett he nich mihr to sehn kregen, Grad as em de Fahnen-  
aftaeg toschickt würden, ret em de Dod dal. De Aftaeg sünd em up sinen Wunsch mit  
in't Graff leggt worden.

So bericht de Eekboom von den Mann, de nich blot Verteller orer Schriftsteller,  
de säkerlich en Dichter was.

---

Bannig freugt hew ick mi, dat in de Upstellung von de nedderdütschen Dichter in  
dat Niedersassenbok 1922 ok uns'

### **Friedrich Winkel**

(buren 27. 4. 1869 in Mirow)

upführt is.

De Eekboom von' September 1918 bringt sin

### **Schulten-Klas**

(Mecklenburg-Strelitzsche Mundort)

Op de Strat un vör de Dören,

In't Dörp, wer is de Baas

Von all de velen Gören?  
Dat is lütt Schulden-Klas.

He brukt ken Schoh un Stebel  
Von'n Frühjohr bet in'n Harst:  
Ob Regen oder Nebel,  
Ob Sünnschin! He geht barst.

He dröggt nich Mütz noch Jacken,  
He hett blot Hemd un Hos!  
Doch bleuhen em de Backen  
Noch roder as ne Ros!

He nimmt ken Pilln un Druppen,  
Wat süll he dormit, segg!  
He kriggt woll mal en Schnuppen,  
Doch de geht wedder weg.

De frische Luft dor buten,  
De warme Sünnenschin,  
De Botterstull von' Stuten,  
Dat is sin Medizin.

He klattert as en Kater,  
Em is to hoch ken Tun.  
Dor sitt he as en Tater  
so sünnverbrennt, so brun.

An'n Abend und an'n Morgen  
Ströpt he dörch Busch und Feld.  
Und nicks nich makt em Sorgen:  
Wo schön is doch de Welt!

Wat he nich kann verdragen  
Is Vadding sin Karbatsch.  
Dat oll verdammte Schlagen!  
Alls anner is man Quatsch.

Wer het't woll ünnern Heben  
So got as Schulden-Klas!  
Ick wull, mi makt dat Leben  
Man half so velen Spass!

---

Ich habe immer eine Scheu, vor einem großen Publikum Verse zu lesen,  
denn Poesie ist gerade das Gegenteil von Redekunst.

Federico Garcia Lorca

## Bücher und Buchbesprechungen

Hamann, Manfred: Mecklenburgische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Landständischen Union von 1523. Auf der Grundlage von Hans Witte bearbeitet. Köln, Graz: Böhlau 1968. 379 S. u. 2 Stammtafeln in Rückentasche und 1 Titelbild. Ganzleinen. 48,— DM. = Mitteldeutsche Forschungen. Bd 51.

Der durch „Das Staatliche Werden Mecklenburgs“ (197 S. mit 1 Stammtaf., erschienen 1962 als Bd 24 der Mitteldeutschen Forschungen) bereits angenehm aufgefallene Verfasser hat sich der verdienstvollen, aber auch schwierigen Aufgabe unterzogen, den 1909 erschienenen Band 1 der mecklenburgischen Geschichte von Hans Witte, der an den Neubrandenburger Ernst Boll anknüpfte, neuzuschreiben. Angesichts der beträchtlichen Fortschritte und Erkenntnisse der Forschung in den sechs Jahrzehnten seit Hans Witte und zahlreicher Einzeluntersuchungen ist die vorliegende Veröffentlichung weitgehend ein neues Werk geworden. Die späteren Forschungsergebnisse Wittes zur Wiedereindeutung Mecklenburgs in den deutschen Kulturbereich im 12. und 13. Jahrhundert sind berücksichtigt. Die beiden Stammtafeln erleichtern das Zurechtfinden in der verwickelten politischen Geschichte. Geschichte insbesondere gerade auch des Mittelalters ist ohne Kenntnis der genealogischen Verflechtungen der Fürstenhäuser vielfach nahezu unverständlich.

Erfreulicherweise räumt der Verfasser den wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnissen einen breiten Raum ein. Das ist um so höher zu bewerten, als seine mecklenburgische Geschichte das Werk eines Einzelnen ist im Gegensatz zu anderen Landesgeschichten der letzten Zeit.

Der Verfasser schreibt auch für den Nichtfachmann und entlastet seine Darstellung weitgehend von wissenschaftlichem Beiwerk. Die Bemerkungen zu den einzelnen Kapiteln und die Literaturangaben verraten aber den Fachmann. Benutzt sind auch die nicht in der Bundesrepublik erschienenen Veröffentlichungen. Eine kleine Berichtigung: „Mecklenburg, Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg“, endet nicht mit Jahrgang 35, sondern erst mit Jahrgang 36, Heft 1, 1941. Zu Kapitel VI hätte noch angeführt werden können: Kuhn, Walter: „Die deutsche Ostsiedlung vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert“, in: „Das östliche Deutschland. Ein Handbuch“. Hrsg. vom Göttinger Arbeitskreis. Würzburg: Holzner (1959). = Göttinger Arbeitskreis. Veröffentlichung 200.

Die geschlossene Gesamtschau des Werkes läßt den Wunsch dringend erscheinen, Verfasser möge, was er betrüblicherweise nicht beabsichtigt, auch den Band 2 des Witte neuschreiben, aber nicht wie sein Vorgänger beim Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 stehen bleiben, sondern sich zwei Jahrhunderte weiter wagen. Dr. Carl Meltz

Page, Karl: Mecklenburg. Biographie eines deutschen Landes. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (1969). 258 S., Ganzleinen. 24,— DM.

Unter dieser Biographie eines deutschen Landes verbirgt sich keine Geschichtsdarstellung im üblichen Sinne, angelehnt an die Geschichte des Herrscherhauses. Eine „kaleidoskopartige Spiegelung des mecklenburgischen Wesens“ will das Buch sein — und ist es auch.

In zwangloser Folge erleben wir den „Mecklenburger“ von der deutschen Wiederbesiedlung des Landes im 12. und 13. Jahrhundert bis zur Spaltung der Heimat in drei Bezirke. In der menschlichen Wärme, die das Hineinleuchten in die politischen, sozialen, kulturellen, häuslichen und beruflichen Verhältnisse auf dem Lande wie in der Stadt auszeichnet, liegt ein besonderer Wert des Buches. Dasselbe gilt von seinem eigenwilligen Stil, mag er auch vermeidbarer Fremdwörter sich unnötig bedienen. Den eigenwilligen Stil zeichnet bereits das schon in 4. Auflage vorliegende Werk des Verfassers „Die Hanse“ aus, die erste Gesamtgeschichte dieses deutschen, aber europäisch ausgerichteten Städtebundes. Dessen Bedeutung nicht nur für die Geschichte des Ostseeraumes wird vielfach erheblich unterschätzt und kann für Mecklenburg und seine Hansestädte Rostock und Wismar kaum hoch genug eingeschätzt werden.

Der Verfasser schreibt nicht für den Fachhistoriker und verzichtet daher auf den von solchen Lesern erwarteten und gebotenen wissenschaftlichen Apparat von Anmerkungen und Quellennachweisen. Der Verfasser schreibt vielmehr — und das ist in mancher Beziehung sogar schwieriger! — für einen historisch unvorgebildeten breiten Leserkreis, ohne aber die wissenschaftliche Gründlichkeit außer Acht zu lassen. Der Verfasser vermeidet den nüchternen und bisweilen langweiligen Stil des in seinem Fachgebiet aufgehenden Gelehrten. Sein

Buch liest sich flüssig und spannend. Vielleicht befremdet diese Vokabel, mit der Krimis und Romanen Lob gespendet zu werden pflegt. Aber der Verfasser zieht selbst einen Leser, dem der Stoff nicht neu ist, durch die Eigenart seiner Darstellungsform und das kritische Verständnis von Schwächen (etwa der Haltung der Stände) in seinen Bann. Die vielen neuartigen Gesichtspunkte bei der Darstellung einzelner Fragen wie z. B. der städtischen Einwohnerzahlen oder der Bevölkerungseinbußen durch den dreißigjährigen Krieg können im einzelnen nicht hervorgehoben werden.

Die Literaturhinweise am Ende behandeln die infolge ihres Erscheinungsjahres 1944 unverdient weithin unbekannt gebliebene und wegen Vernichtung der Verlagsbestände nur noch selten antiquarisch greifbare Geschichtliche Bibliographie von Mecklenburg von Wilhelm Heeß und bieten eine wohlausgewogene Auswahl aus dem wichtigsten Schrifttum. Gleichwohl hätte neben dem Mecklenburg-Schwerinischen Staatskalender auch der etwas „dünnere“ Mecklenburg-Strelitzische Bruder genannt werden können. Der Strelitzer vermißt auch die zwar nur kleine, aber ganz vortreffliche Schrift von Hans Witte „Von Mecklenburgs Geschichte und Volksart“ (Rostock 1931/32. 107 S. m. 8 Abb.); allerdings wird sie im Text genannt, wenn auch in der verkürzten Fassung als Zeitschriftenaufsatz in „Volk und Rasse“ (1929). Verfasser hat der Versuchung widerstanden, sich selbst zu zitieren. Bei seiner weithin bekannten Hanse ist das kein Mangel, wohl aber bei „Rostock, Porträt einer hansischen Stadt“ (Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1954. 36 S.).

Wer keine trockene Historie schätzt und das Leben und seine mecklenburgische Heimat liebt, möge zu dem überall den neuesten Forschungsstand widerspiegelnden Werk greifen. Breite Leserschichten werden es mit Nutzen lesen, und auch dem Fachhistoriker bringt die Lektüre der eigenwilligen Biographie bestimmt keinen Schaden, sondern Anregung.

Dr. Carl Meltz

Annalise Wagner, Spuk — Schatzgräber, Riesen — Zwerge, 40 Sagen aus Südostmecklenburg, Neustrelitz, 1970, illustriert von Gerhard Schley, 66 S. — Annalise Wagner, Aus dem alten Neubrandenburg, Kleine Anthologie bekannter Historiker. Herausgegeben vom Rat der Stadt Neustrelitz, 1970, 64 S. Beide Hefte werden für die Mecklenburger eine interessante und für manchen überraschende Lektüre sein. A. Wagner hat es wieder einmal verstanden, durch diese Gaben dem Freund mecklenburgischer Geschichte und Sage eine rechte Freude zu machen. Die Illustrationen von Gerhard Schley wie auch die Abbildungen aus dem alten Neubrandenburg tragen stark zum Wert des Ganzen bei. P.

---

Der Dichterin Frau Prof. Erna Blas wurde erneut eine große Ehrung zuteil. Ihr wurde in einem festlichen Akt von der Stadt Salzburg der Ring der Stadt Salzburg feierlich verliehen.

---

Lyrik ist in der Dichtkunst  
die subtilste und geheimnisvollste Art  
seelischen Erlebens,  
sie führt in ungeahnte Tiefen. —  
Strindberg spricht einmal von ihr  
als dem „Heiligen Gebiet“.

G. H. Piehler

## Studienrat Walter Heinrichs†

Im 80. Lebensjahr ist Studienrat Walter Heinrichs zu Doberan gestorben, der mecklenburgischen Stadt, in welcher er den größten Teil seines Lebens verbrachte, und die er in seiner stillen und allem Äußerlichen widerstrebenden Art am stärksten in sein Herz geschlossen hatte. — Mit 24 Nonanern — zu denen auch ich gehörte — trat er Ostern 1897 in das Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz ein. Wir wurden nach dem Alphabet gesetzt. Als wir Michaelis die ersten Zensuren erhielten, nahm Walter Heinrichs den ersten Platz ein und hat ihn bis zum Abitur nicht wieder abgegeben. Ich erinnere mich nicht, daß er jemals eine Frage nicht beantworten oder eine Aufgabe, in welchem Fach auch immer, nicht lösen konnte. Für uns, seine Klassenkameraden, war er ein Phänomen, und die meisten von uns, soweit sie sich mit solchen Gedanken beschäftigten, waren sicher des Glaubens, daß er, ein geborener Gelehrter, einmal den



Lehrstuhl eines Universitätsprofessors einnehmen würde. Warum sein Weg nicht der eben genannte wurde, ist schwer zu erklären. Natürlich war es damals außerordentlich schwierig, die Laufbahn eines Gelehrten einzuschlagen. Es gehörte Geld dazu, sich für eine Reihe von Jahren als Privatdozent durch das Leben zu bringen. Auch Beziehungen mußten möglichst vorhanden sein. Aber solcher Auffassung wird man entgegenhalten können, daß eine so überragende Begabung schließlich den ihr gebührenden Platz erobern würde. Dem steht jedoch gegenüber, daß Heinrichs neben seiner hohen Intelligenz einen sehr eigenwilligen Charakter besaß, die Ansichten der Lehrer und Professoren durchaus nicht ohne weiteres übernahm und dazu neigte, seine Studien nach der ihm gemäß erscheinenden Art durchzuführen. — Sein Vater, ein sehr gütiger Mann, hatte fünf Kinder groß zu ziehen. Das war damals gebekant nicht leicht, denn die Lehrer wurden kümmerlich besoldet.

Walter Heinrichs ist also nicht Professor geworden. Aber er wurde und war ein Gelehrter, als welchen er sich selbst in einem seiner Briefe auch bezeichnete. — Doch nun ist etwas ganz Eigenartiges zu berichten. In seiner Korrespondenz sprach er zu mir von der Niederlegung seiner philosophischen Gedanken, von wissenschaftlichen Forschungen, von Gedichten. Aber niemals ist etwas von ihm im Druck erschienen. Ein Fremder hätte glauben können, daß es sich um Vorspiegelungen handelte, aber ich wußte, daß es die Wahrheit war. — Als der Tod ihn aus diesem irdischen Dasein hinwegnahm, fand man unter seinen Akten eine hohe Zahl bisher unbekannt geliebener Manuskripte von seiner Hand.

Nach dem Vorstehenden ist es begreiflich, daß Heinrichs zwar kein Sonderling, aber ein besonderer Mensch war, der um sich eine unsichtbare Mauer gezogen hatte. Seinen Schülern, vor allem den Primanern, war er mit seinen hohen Geistesgaben, seiner strengen Pflichtauffassung sicherlich ein vorzüglicher, untadeliger Lehrer. Ob er ihre Herzen erobert hat, ist zu bezweifeln und es lag wahrscheinlich gar nicht in seinem Sinn und Willen, es zu tun. Die hohe Achtung vor seinem Können und Wollen aber hat er sich erworben, wie mir vor wenigen Jahren noch einer seiner Schüler, ein hoher Staatsbeamter, im Gespräch mitteilte.

Seine eigenen Lehrer auf dem Carolinum beurteilte er schon als Schüler äußerst kritisch. Er bedachte wohl nicht, daß auch Lehrer schließlich nur Menschen sind.

Walter Heinrichs studierte in Berlin, Göttingen und Rostock Alte Philologie und Germanistik. Göttingen hat er in seiner Erinnerung einen hohen Platz bewahrt, ja, wir können

sagen, er liebte die Universität und die seinerzeit nur etwa 30 000 Einwohner zählende, im Tal liegende kleine Stadt mit den Höhen und Wäldern, die sie umgaben, und schwärmte noch im hohen Alter von ihrer Lieblichkeit und den nahen und weiter gelegenen Ausflugsorten, die am Wochenende vor allem das Ziel der Studenten waren, welche ja das Leben der Stadt damals formten und beherrschten.

Walter Heinrichs' eigenwillige Persönlichkeit hat der ihm unterstellten Jugend zweifellos weit über das Durchschnittsmaß des Gymnasiallehrers hinaus viele Schätze mitgegeben und viel gute Saat ausgestreut. So wollen wir ihm, dem alten Caroliner und Kameraden, danken für das, was er getan und gewollt hat, und ihn nicht vergessen.

Requiescat in pace!

G. H. Piehler

### Prof. Dr. Friedrich Scheven 80 Jahre alt

Prof. Dr. Friedrich Scheven, Hilden, beging am 14. Juli 1970 im Kreise seiner Familie seinen 80. Geburtstag. Ihm haben die Caroliner ein herzlich gehaltenes Glückwunschsreiben übersandt und ihm den Dank für seine langjährige Mitarbeit am „Carolinum“ ausgesprochen. Die Dienste, die er unserer Zeitschrift gewidmet hat, sind nicht nur an Fülle und Wert reich, sondern auch in ihrer Mannigfaltigkeit und peinlichen Wissenschaftlichkeit überragend. Aus ihnen spricht der Geist des Hochschullehrers, der auf seinem eigensten Gebiet, der Theologie, schöpferisch tätig war, aber auch schon als junger Student nach Ausweitung seines Blickes und seiner Persönlichkeit strebte. Es ist wohl sehr selten, daß ein Theologe in Kunstgeschichte promoviert und sich so darin versenkt, daß er noch im hohen Alter uns Beiträge liefern konnte wie den umfassenden Aufsatz „Neubrandenburg im Leben und Werk Caspar David Friedrichs“, den wir in Heft 45 mit vielen Bildern veröffentlicht haben. Auch die Abhandlung über den Dichter und Gelehrten „Ludwig Giesebrecht als Geschichtsschreiber des Mirower Fürstenhofes“, in Heft 39 gehört in diese Rubrik. Ganz besonders möchten wir auf den in Heft 41 erschienenen ausführlichen Beitrag „Joh. Joachim Winkelmann und seine Strelitzer Freunde und Schüler“, ein Beitrag zur Geistesgeschichte im Lande „Dörchläuchtings“, aufmerksam machen. Schließen möchten wir diese Hinweise mit Prof. Schevens letzter großer Arbeit „Die Brüder Boll als Freunde Fritz Reuters“, die in Heft 52, 53 und 54/55 von uns veröffentlicht wurde, und in der der Autor stark aus dem Schevenschen Familienarchiv schöpfen konnte, in dem sich eine große Reihe von Briefen der Gebrüder Boll befinden. Aber Prof. Scheven stützt sich auch auf die neueste Literatur, wie Kurt Batt, Fritz Reuter, Leben und Werk, Rostock 1967, insbesondere auf die gesammelten Briefe.

Diese Übersicht mag zeigen, welche Kraft und welchen Geist wir mit dem Ausscheiden von Prof. Dr. Scheven verlieren, da er sich ganz zur Ruhe setzen will. Aber sie möge gleichzeitig ein Anreiz für jüngere Kräfte sein, in ähnlicher Art unsere historisch-literarische Zeitschrift „Carolinum“ zu stützen, die zwar Mecklenburg in den Mittelpunkt stellt, aber auch für wichtige allgemeine Fragen stets offen ist, wie es vor allem unser langjähriger Mitarbeiter Korvettenkapitän Hermann Brunwig, Argentinien, fast in jedem Heft bewiesen hat.

G. H. P.

---

Das Schönste und Tiefste, das wir erfahren können, ist das Erlebnis des Mystischen . . . Zu wissen, daß das Unerforschliche tatsächlich existiert und sich als letzte Weisheit und in vollendeter Schönheit manifestiert, die wir mit unsern mangelhaften Fähigkeiten nur auf die primitivste Weise begreifen können . . . dieses Wissen, dieses Gefühl ist das zentrale Erlebnis jeder echten Religiosität. Einstein

## Studienrat Ernst Rosenhainer †



Nun ist auch unser lieber alter Freund und Kollege Studienrat i. R. Ernst Rosenhainer in die jenseitigen Gefilde hinübergegangen. Sein Leben war wahrhaft erfüllt, wie es auf der Traueranzeige heißt. Er ist im 86. Lebensjahre in Stuttgart am 18. Juli verschieden und hinterläßt neben seiner stets treusorgenden Gattin vier Kinder und fünf Enkelkinder. Die älteste Tochter Gisela kam mit ihrem Mann aus Chicago herbeigeeilt, fand den Vater noch ganz munter vor, und er konnte sich mit ihnen bei vollem Bewußtsein unterhalten und seiner großen Freude Ausdruck geben, bis ein sanfter Tod ihn erlöste. Die Urne wurde im Familiengrab in Ditzingen beigesetzt.

Ernst Rosenhainer war ein Mann von großer kräftiger Gestalt, der niemals krank war. Das hatte er sicherlich seiner gesunden, genügsamen Lebensart zu verdanken. Und dabei war er doch ein frischer und froher Mensch, der die Freuden des damaligen studentischen Lebens in seiner Burschenschaft in Leipzig genoß, ohne sein Studium der neueren Sprachen zu versäumen. Er war am 12. Dezember 1884 in Eisenach/Thüringen, der Stadt der Wartburg, geboren. So war es natürlich, daß es ihn zog, sich dem Bund einzugliedern, der dort erwachsen war. Sein Lebensweg führte ihn weiter nach Genf und Jena und nach bestandenen Staatsexamen nach Neustrelitz, wo er von 1908 bis 1950 am Carolinum tätig war. Bei Aus-

bruch des Ersten Weltkrieges ging er als Reserveoffizier sofort zur Front und kam als Oberleutnant mit dem E.K. I und II, dem Reuß. Ehrenkreuz III. Klasse mit Schwertern, dem Meckl.-Strel. Verdienstkreuz I. Klasse und dem Verwundetenabzeichen wieder nach Hause. Im Zweiten Weltkriege war er in Frankreich Hauptmann und Stadtkommandant in Fougères. So hat er in Krieg und Frieden immer seinem Vaterland gedient und war gerade auch in seinem Beruf von großer Pflichttreue erfüllt.

In diesem echten deutschen Menschen wohnte ein gütiges Herz. Immer war er ein aufrechter treuer Kamerad und stets darauf bedacht, seine Schüler gerecht zu behandeln. Auch blieb er sich dessen bewußt, daß es nicht ausreichte, seiner täglichen Pflicht zu genügen, sondern daß der wissenschaftlich gebildete Mensch, welchen Zweiges auch immer, die Aufgabe in sich fühlen mußte, dem Fortschritt seiner Wissenschaft zu folgen. Er hat es so schon als junger Lehrer und bis ins Alter gehalten und die Möglichkeit ausgeschöpft, Frankreich und England wiederholt zur Auffrischung des Wissens und zum Erkennen der stetigen Wandlung von Volk und Sprache zu besuchen. Später führte ihn der Weg auch in die USA.

Schmerzlich ist es ihm sicherlich gewesen, daß drei seiner Kinder schon früh nach Amerika gingen. Sein ältester Sohn Dr. med. Günter Heinrich, verh., in Springfield, Ohio. Gisela Szatkowski, verh., in Chicago, Illinois. Ilse Hance, verh., in Santa Barbara, Californien. Sein Sohn Dr. med. Horst Rosenhainer wohnt und praktiziert als Internist in Karlsruhe, und so war dem Vater die große Freude vergönnt, eines seiner Kinder ganz in der Nähe zu haben. Seine Frau Johanna Rosenhainer, geb. Flister wird weiterhin in Ditzingen/Stuttgart, Stuttgarter Straße 32, wohnen.

Wir alle, die wir Ernst Rosenhainers Gefährten und seine Schüler waren, werden seiner nie vergessen und seiner Güte und Treue stets gedenken.

G. H. Piehler

Mit dem Gedicht „Epigonen“ eröffneten wir auch das erste Heft, das nach dem Kriege im Jahre 1956 erschien, und spannen so den Bogen über fünfzehn Jahre, die uns viel Freude des Wiedersehens brachten, aber uns auch so manchen lieben Freund und Kameraden entrissen. Die Wahrheit, die es enthält, gilt auch uns Carolinern: Jüngere müssen in die Reihen treten und helfen, das zu erhalten und weiter zu bauen, was die Alten errichtet und geschaffen haben. — Das Original des Gemäldes von Herzog Carl, unserem Stifter (S. 3), befindet sich im Besitz von Heinz Schondorf in Brixen, dem wir schon mehrfach für seine Unterstützung zu danken hatten. — Die beiden Erlasse Herzog Carls sind uns von zwei Seiten im Original zugegangen. Wir danken herzlich dafür und bitten den Caroliner, der sie uns vor vielen Jahren schon übersandte, um seinen Namen, der leider den Dokumenten nicht beigefügt war, sondern nur im Brief stand. — Der Erbauer des neuen Carolinums war Dr. Hustaedt als damaliger Staatsminister, der Baumeister Ministerialrat Schondorf, Vater von Heinz Schondorf. — Prof. Dr. William G. Niederland, New York, verdanken wir neben der Kopie von Heinrich Schliemanns Brief auch die seines Doktor-Diploms. — Oberstudiendirektor a. D. Walter Sauter hat uns nach langer Zeit wieder zwei kleine Beiträge übersandt. Er will auch weiterhin mitarbeiten. W. Sauter ist der Sohn unseres Abiturienten Bankdirektor Dr. Walter Sauter (1897). Seine hochbetagte in Berlin lebende Mutter gehört ebenfalls der Caroliner-schaft an. — Durch Dr. Carl Meltz ist die endgültige Klarstellung der Verwandtschaft des Schriftstellers und Dichters Christian Reuter (1665 — nach 1712) mit unserem Fritz Reuter gelungen, um die sich auch unser alter Mitarbeiter Dr. Ulrich Berner bis zu seiner Erkrankung bemühte. — Wenn wir die Bildnisse von Herzog Carl auf Seite 3 und Seite 65 vergleichen, sehen wir trotz des Altersunterschiedes die vornehme Gesinnung und die Güte aus beiden leuchten. — Assessor Gerhard Malchow ist der älteste Enkel unseres verstorbenen Staatsministers Dr. Hustaedt. — Die kleine, plattdeutsche Skizze „Dei Husor kümmt“, welche die damalige Zeit außerordentlich treffend wiedergibt, verdanken wir unserem alten in Schönberg aufgewachsenen Abiturienten Kurt Bernhard. — Wir möchten nicht versäumen, auf den hohen psychologischen Wert von Heinrich Schliemanns Brief aus Paris (1869) hinzuweisen, den uns Prof. Dr. Niederland, New York, zugesandt hat. —

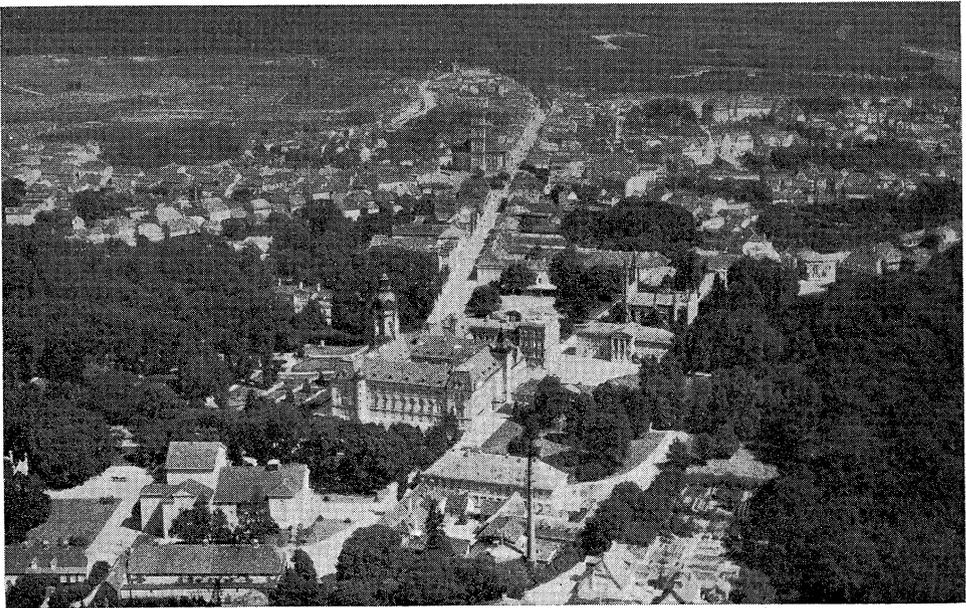


*Mecklenburg:*

*Stierkopf-Brakteat um 1230/40*

*0,50 g,  $\Phi$  200 mm (Oertzen Nr. 15)*

*Die Stierkopf-Brakteaten waren bis zur Einführung der Vier-Pfennig-Stücke, der sogenannten „Witten“ (ab Mitte des 14. Jahrhunderts), ausschließlich die Landesmünze in Mecklenburg. — Zweiseitige Pfennige, Denare, wurden in Mecklenburg erst nach den Brakteaten und nur in geringer Zahl geprägt.*



*Zwei Luftaufnahmen unseres alten Neustrelitz*

## Verschiedenes

### Vor 775 Jahren starb Heinrich der Löwe

Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen und Bayern, der Kolonisator von Mecklenburg, starb am 6. August 1195 in Braunschweig, etwa 66 Jahre alt. Sein Vetter, der Staufer und Kaiser Friedrich I. Barbarossa, sorgte dafür, daß der welfische Vetter wieder das Reichslehen Bayern erhielt neben seinem Sachsenland, das damals von Westfalen bis zur Elbe reichte. Heinrich der Löwe schlug Niklot, den Fürsten der Obotriten und sicherte sich das Investiturrecht für die neuen Bischofssitze Oldenburg, Ratzeburg und Schwerin. Auf ihn geht die Gründung der Städte München, Lübeck und Schwerin zurück.

Als der Löwe dem kaiserlichen Vetter bei dessen Kampf mit dem lombardischen Städtebund 1176 militärische Hilfe verweigerte, wurde er dreimal aufgefordert, sich auf dem Reichstag vor dem Hofgericht des Kaisers zu verantworten, weil er die Lehenspflicht, die Treue zum obersten Herrn der Lehen verletzt hatte. Er erschien nicht und wurde daraufhin geächtet und seiner großen Reichslehen für verlustig erklärt. Nachdem der „Löwe“ schließlich Abbitte getan hatte, beließ ihm der Kaiser das welfische Hausgut Braunschweig und Lüneburg.

Unser mecklenburgischer Dichter und Epiker Friedrich Griese (2401 Groß-Grönau über Lübeck, Meisenweg 1) begeht am 2. Oktober 1970 seinen 80. Geburtstag. Seine Dichtungen und epischen Werke sind weithin bekannt und stellen, besonders für uns Mecklenburger und Niederdeutsche einen großen Schatz dar. Sie gehören zu dem Besten und Wertvollsten, was unsere Heimat geschenkt hat. — Wir wünschen dem Dichter einen gesegneten Lebensabend.

Zu den Heimattagen in Ratzeburg hatte sich wieder eine überaus große Anzahl von Mecklenburgern zusammengefunden. Alle Veranstaltungen waren gut besucht. Dr. W. Lehmecker hatte eine interessante und wichtige Ausstellung unter dem Namen „Alt Mecklenburg in Karten und Bildern“ vorbereitet. Zur Zeit überarbeitet er das Manuskript einer Reuter-Bibliographie von fast 2000 Titeln, die als Jahressgabe der Fritz-Reuter-Gesellschaft erscheinen soll.

Vor 250 Jahren wurde am 11. Mai 1720 Hieronymus Freiherr von Münchhausen als fünftes von acht Kindern des hannoverschen und schwedischen Obristenleutnants Georg von Münchhausen geboren, 1750 wurde der dreißigjährige Freiherr zum Rittmeister befördert. In der Empfehlung zu dieser Beförderung wurde hervorgehoben, daß er lesen und schreiben könne, sich als tapfer erwiesen und nie im Gefängnis gesessen habe. — In unserer Jugend haben wir diesen in der ganzen Welt durch seine köstlichen und phantastischen Erzählungen berühmt gewordenen Reitersmann alle mit Begeisterung gelesen.

---

Redaktionsschluß für Heft 58 am 10. Oktober 1970.

Wir erbitten alle Beiträge in Maschinenschrift, einseitig beschrieben, Zeilenabstand 1½.

Postscheckkonto Walter Blank, 23 Kiel 1, Hamburg 2180 06 für Carolinum. Der Schatzmeister bittet, alle finanziellen Dinge möglichst mit ihm zu regeln.

### *Aus dem Inhalt des nächsten Heftes*

Reise nach Griechenland, Frühjahr 1969 (Dr. Johannes Overbeck)

1870/71 — Die falsche Weiche? (Hermann Brunswig)

Prof. Dr. Roloff, Neustrelitz (1813—1877) und das Mechanische Zeitalter (Annalise Wagner)

## Up de Chaussee nah Meckelborg

So dicht vör de Dör  
un doch nich tau Hus.  
De Slagboom liggt oewer de Straten.

Still stah ick dörvör,  
up sien Holt mäud upstüt't,  
all Lebensmaud hett mi verlaten.

Dor seih ick twee Kierls  
an dat Äuwer lang gahn,  
sei holl'n en Gewehr in ehr Händ'n.

Dat Gesicht is noch jung,  
oewer de Lippen sünd small,  
un ehr Oeegen, de will'n mi nich kennen.

Ick böer trurig mien Hand  
un wink' sachten ehr tau.  
De Sünn schient uns warm von den Häwen.

Dor wend't sick de Een  
un winkt wedder taurügg,  
as wull he en Antwort mi gewen.

Wi dree up een Strat,  
de sülwige Strat!  
Uns Hart is't, dat drängt uns tau'n Reden.

Fief Meter Ird un Gras mang de Steen,  
fräüher Chaussee, de von Meckelborg käm,  
lang' al führt hier keen Wagen!

Ick stah an den Slagboom  
un kiek as in 'n Droom  
nah twee, de dor lang gahn an 'n Graben.

## Schildroom

Gedanken as Slangen  
krupen dörch mien'n Kopp,  
ahn Tögel, ahn Stock,  
ringeln dat Liew in Verlangen.

Wat heet nu Plicht?  
Wat meent Verstand?  
Wat kann noch gellen  
in Slangenliewerland?

Verstand is 't Kaninken,  
sitt as behext  
lahm up de Achterhand,  
kümmt nich 'n Gang!

Wat heet nu Plicht,  
Wat meent Verstand?  
Ahn Tögel, ahn Sattel krupen Gedanken  
ünner den Knakenschalenrand.

---

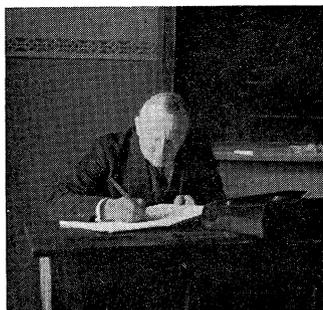
### *Friedrich Siems: „Lied und Leben“*

Friedrich Siems hat sich große Verdienste erworben um die Erhaltung des mecklenburgischen und norddeutschen Liedgutes und ist auch selbst als Komponist durch die Vertonung vieler Gedichte hervorgetreten. Nach dem „Mecklenburgischen Volksliederbuch“, das er 1956 im Verlag Krüger & Nienstedt, Hamburg, herausbrachte, und dem achtbändigen „Norddeutschen Chorliederbuch“, das seit 1957 erschien, legt er nun mit Unterstützung des Kreises Lauenburg einen neuen Band vor: „Lied und Leben“ (Verlag: Friedrich Siems, 2411 Gudow über Mölln/Lauenburg). Dieser Band enthält 5 plattdeutsche Lieder und ein altes Jägerlied aus dem norddeutschen Raum, gesetzt für Sologesang, Klavier, Orgel oder Kammerorchester. In seinem Geleitwort schreibt Siems: „Ältere wie neuere Liedsammlungen bringen hauptsächlich Lieder in hochdeutscher oder nur vereinzelt in plattdeutscher Sprache. Der Norddeutsche ist zwar zweisprachig, aber dennoch ist das Plattdeutsche im Dorf und in der Kleinstadt des norddeutschen Raumes noch immer die Umgangssprache, die zwar wortärmer als ihre hochdeutsche Schwester ist, aber wegen ihrer Bildhaftigkeit den Nagel auf den Kopf trifft. Die Liedsammlung „Lied und Leben“ will daher in der Pflege des plattdeutschen Liedes im häuslichen Kreise und in der Gemeinschaft des Volkes eine klaffende Lücke schließen.“

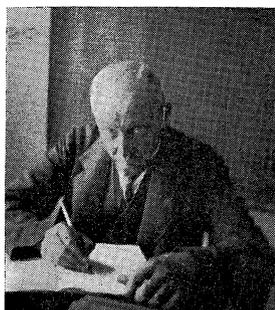
Allen musikliebenden Mecklenburgern und überhaupt allen norddeutschen Menschen sei dieser Band wärmstens zur Anschaffung empfohlen.

Lehmbecker

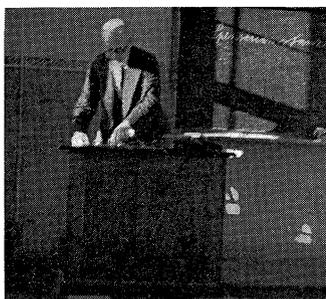
*Während des Unterrichts aufgenommene Bilder*



*St. R. Rochna*



*St. R. Tiedt*



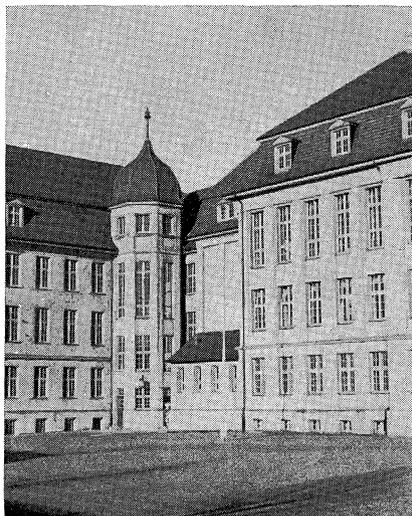
*St. R. Köhler*



*St. R. Nahmmacher*



*Abiturient Kohlhof*



*Blick auf den Schulhof*



*Wohnzimmer von O. G. Sickert in New York mit Gemälde von Alexander von Humboldt.*



*Auf einer von Oberlehrer Grüber geführten Pfingstfahrt der Prima und Sekunda des Humanistischen Gymnasiums vor 1914.*

# Vermischte Beiträge

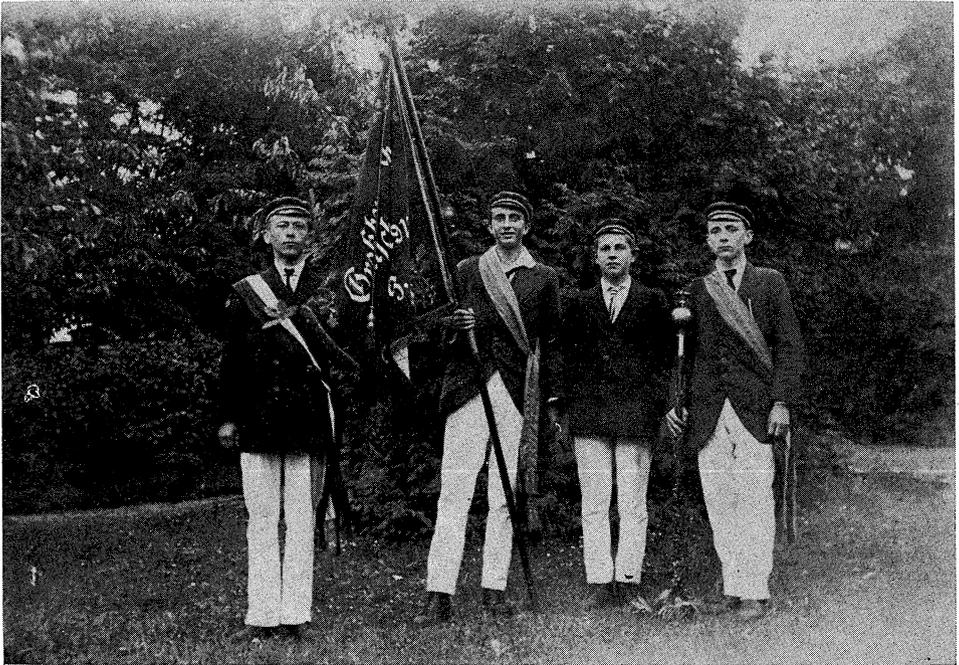
zum

## Carolinum

36. Jg. - Nr. 56/57

Göttingen

Herbst 1970



*Walter Blank, Erich Kassau, Karl-Friedrich Müller und Wilke auf Schulausflug nach Neu-Globsow und Fürstenberg (18./19. 6. 1920)  
Realgymnasium*

### Geburtstage

Im Juli 1970 konnte Frau Helli Cordua in Nürtingen bei guter Gesundheit in ihr 90. Lebensjahr eintreten. Alle vier Brüder Cordua besuchten das Carolinum. Frau Helli Cordua ist die Witwe des verstorbenen Ministerialdirektors Dr. Cordua in Neustrelitz. Möge ihr auch weiterhin die jetzige Frische und Gesundheit beschieden sein. — Bibliotheksrat Dr. Seippel, Göttingen, unser Helfer in Bibliotheksfragen und bei der Korrektur, beging am 27. April seinen 91. Geburtstag in guter Gesundheit. Wenn er auch seine Auslandsreisen in letzter Zeit eingestellt hat, ist er doch noch manche Wochen unterwegs. Wir wünschen ihm noch manches Jahr der Rüstigkeit. — Am 27. August 1970 konnte Oberstudiendirektor i. R. Dr. Herbert Müller-Praefcke, der letzte Leiter des Oberlyzeums in Neustrelitz, im Kreise seiner großen Familie in voller Gesundheit den 80. Geburtstag feiern. — Dipl.-Ing. Walther Rieck, Sohn unseres alten Professors Dr. Karl Rieck, beging am 29. August 1970 in einem großen Familien- und Freundeskreis, immer noch von erstaunlicher Frische wie sein Vater, den 85. Geburtstag.

### Geboren

Unserem Caroliner, Tierarzt Dr. Karl-Heinz Prütz in Geestenseth, Sohn des verstorbenen Erbpächters Wilhelm Prütz aus Granzin bei Neustrelitz und seiner Gattin Brigitte geb. Solbrig, wurde als viertes Kind ein Junge geboren, der den Namen Borwin erhalten hat.

## Verlobt

Gisela Kleesath geb. Werth, 29 Oldenburg, gibt die Verlobung ihrer Tochter Caren mit Herrn Rudolf Jan Michaelis-Braun, Sohn des verstorbenen Tropenlandwirts Luis-Otto Michaelis-Braun und seiner Gemahlin Gabriele, geb. von Krüger, Hamburg, bekannt. Ihre Verlobung geben bekannt Gerd Barnewitz, Sohn unseres Caroliners Dr. Günter Barnewitz und Frau Asta geb. Köhlers, Flensburg, und Gabriele Böksen, Frieda/Werra, Kreis Eschwege.

## Verheiratet

Ihre Vermählung geben bekannt Werner Böcker, Everswinkel, und Christiane Böcker geb. Lungfiel, Hamburg.

## Examina, Beförderungen pp.

Annegret Heitmann, jüngste Tochter unseres 1. Vorsitzenden, Landessozialgerichtsrats a. D. Peter Heitmann, hat das Abitur auf dem humanistischen Zweig an der staatlichen Domschule in Schleswig bestanden.

## Gestorben

Frau Ilse Westphal, geb. Heise, Gattin unseres verstorbenen Caroliners Dr. med. Hans Westphal im Feldberg, ist am 22. Juni 1970 nach schwerer Krankheit aus diesem Leben geschieden. — Nach langer schwerer, tapfer ertragener Krankheit ist Marta Fölsch, Schwester unserer drei Caroliner Fölsch, im 70. Lebensjahr in Rostock am 19. Juni 1970 entschlafen. Mit ihr ist eine treue Lyzeistin aus Neustrelitz dahingegangen. — Anfang Juli d. J. verstarb nach langer schwerer Krankheit im 72. Lebensjahr Frau Hildegard Neckel, geb. Stecher, zuletzt wohnhaft in Mölln. Frau Neckel war die Witwe des in russischer Kriegsgefangenschaft verstorbenen Caroliners Rechtsanwalt Neckel (früher Neubrandenburg). Sie hat ihren Vater, unseren seinerzeit ältesten Caroliner Albert Stecher (97 J.) nur um vier Jahre überlebt. — Frau Anni Lessing, geb. Maass, die Mutter unserer beiden Caroliner Dr. Rudolf Lessing und Dr. Johannes Lessing, ist im 82. Lebensjahre sanft entschlafen. — Im Alter von 84 Jahren wurde Frau Hildegard Wegener, geb. Zander, in Freiburg/Br. am 1. April 1970 aus diesem Leben in die Ewigkeit abberufen. Mit ihr ist eine treu sorgende Mutter und eine stets tapfer bleibende Frau dahingegangen. Ihr Gatte, der Kulturrat und Oberstleutnant d. R. Otto Wegener verbrachte 11 Jahre, von seinem 70. bis 81. Lebensjahr, in russischer Gefangenschaft. — Unser Caroliner Rudolf Krüger, früher Prokurist in der Firma Höcker, Neustrelitz, ist nach kurzer schwerer Krankheit am 9. März 1970 in Mölln im 69. Lebensjahr verstorben. Eine große Trauergemeinde, viele Caroliner und Neustrelitzer gaben ihm das letzte Geleit, darunter auch unser 1. Vorsitzender Peter Heitmann und Schatzmeister Walter Blank. Rudolf Krüger hatte sich nicht nur durch seine Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit besondere Achtung erworben, sondern war auch durch sein stets freundliches Wesen beliebt. Seine Treue zum Carolinum bewies er dadurch, daß er auf keinem Marburger Treffen fehlte. Möge er nun in Frieden ruhn! — Am 15. August 1970 ist unser Caroliner Prof. Dr. Friedrich Behn mit 87 Jahren in Mainz verstorben. Er war em. ord. Professor an der Karl-Marx-Universität Leipzig, ord. Mitglied der Sächsischen Akademie Leipzig, Ehrenbürger der Stadt Lorsch und Kustos i. R. am Römisch-Germanischen Zentralmuseum. Wiederholt hat er trotz seines hohen Alters noch Beiträge für unser Carolinum geliefert, wofür wir ihm auch an dieser Stelle noch einmal unseren Dank aussprechen. — Bei einem Besuch seiner Verwandten in Berlin verstarb plötzlich unser Caroliner Bauingenieur Gerhard Nahmacher, ein Neffe unseres verstorbenen Studienrats Nahmmacher.

## Aus Briefen

Gustav Mendelsohn: Leider kann ich aus Gesundheitsgründen an der Feier in Marburg nicht teilnehmen. — Zu meiner Lieblingsbeschäftigung gehört die Lektüre des „Carolinum“. Für den ehemaligen Schüler ist jede Zeile ein Erlebnis. — Rudolf Wildberg: Unser Ältester, Hans-Jürgen, studiert im zweiten Semester in Kiel Jura. Unsere Tochter Anke steht im Abitur, beginnt im August ein Apotheker-Praktikum, um später Medizin oder Pharmazie zu studieren. Unser Jüngster kommt nun in die Obertertia. Die drei Töchter meiner Schwester Elisabeth sind bereits alle verheiratet, und sie ist schon dreifach Großmutter. — Infolge eines im Oktober 1969 erlittenen Herzinfarktes ist es nicht sicher, ob ich in Marburg dabei sein kann, wie ich es gern möchte. — Prof. W. Heipertz: Hiermit

teile ich meine neue Anschrift mit. So sind nun zwei Caroliner als Ordinarien in der medizinischen Fakultät Frankfurt/Main vertreten. Ich an der Orthopädischen Universitäts- und Poliklinik und mein Schulfreund Jochen Gerchow seit Jahren als Ordinarius für Rechtsmedizin. — Christian Bourjau: Nikolaus Nothnagel ist sanft entschlafen und ich selbst bin nun an seine Stelle getreten. Im Volkshochschulorchester führten wir am 14. 5. 1970 Mozarts Ouvertüre zur Oper „Titus“ auf, die Arlesienne Sütte I von G. Bizet und Haydn's Sinfonie G-Dur Nr. 100. Ich als 2. Flötist. — Carl Risch: Unsere Caroliner Zeitschrift ist das Blatt der Heimat. Und in diesen Tagen, da der Winter sich anschickt zu scheiden, quält mich in schlaflosen Morgenstunden oft der Gedanke, was wird daraus, wenn wir Alten das Feld geräumt haben. Und doch, in der Gegenwart, die oft so fremd anmutet, ist es ein tröstlicher Gedanke, daß ein Werk geschaffen ist, das bleibenden Wert hat, und welches den nach uns Kommenden immer zeigen und bezeugen wird, von welchem Standort aus wir die Welt erschauten. — Harald Banse (†), aus einem Brief vom 5. Oktober 1965: Am Donnerstag, 30. September, erhielt ich das Telegramm vom Hinscheiden unseres alten Lehrers Karl Nahmmacher. Ich habe alles stehen und liegen gelassen und bin Freitag, 1. Oktober, in aller Frühe zur Beerdigung nach Neustrelitz gefahren. Nach etwa 17 Stunden war ich abends wieder mit dem Wagen zurück. Längere Fahrten sind mit meinen kümmerlichen Beinen nicht gerade das richtige, aber diese letzte Ehre wollte ich Nahmmacher, den ich als Schüler sehr verehrte und den ich später des öfteren besucht habe, doch erweisen. Und es war gut so, denn mit Willi Cordua waren wir die einzigen Caroliner, die an diesem letzten Gang teilnahmen. Die Feier war von keinem großen Umfang, aber doch sehr würdevoll. — Dr. Ernst Urbahn: Beim Aufschlagen des H. 53 las ich das Gedicht von Walther von der Vogelweide, dessen Anfang ich heute noch gut kenne. — Erich Becker: Beim ersten Durchblättern des neuen Heftes fiel mir natürlich das Ret-Fus in die Augen und dazu der Aufsatz von Friedrich Griese. Aber gleich gelesen haben wir dann den Beitrag von Hermann Brunswig. Wie es überhaupt so ist, daß ich Aufsätze von Brunswig immer zuerst lese, wenn welche in dem Heft enthalten sind. Wenn ich nun gerade diese beiden Aufsätze herausgreife, so sind die anderen nicht weniger wertvoll. Auch die Gedichte erfreuen uns immer, und dazu paßt der Ausspruch von Gertrud von le Fort ausgezeichnet. — Ehrenfried Bahlcke: Am 14. März begruben wir unseren alten Kameraden Rudolf Krüger (Realgymnasium), den früheren Prokuristen in Firma Höcker. Sein alter Klassenkamerad Peter Heitmann gedachte seiner am offenen Grab. Viele alte Neustrelitzer gaben ihm auf dem Friedhof in Mölln das letzte Geleit. — Dr. J. P. Lessing: Immer wenn ich eines der Caroliner-Hefte in den Händen habe, überlege ich mir, wie ich Ihre Arbeit unterstützen kann. M. E. darf sich der Mensch nicht damit begnügen, nur passiv Erfreuliches zu empfangen, sondern eine Gemeinschaft kann nur dann existieren, wenn die Dazugehörigen auch etwas mitarbeiten. Ich habe dieses Mal eines meiner Steckenpferde ausgesucht, welches ich neben der Genealogie und Philatelie reite. Wie es dazu kam, will ich kurz schildern. — Nach dem Abitur wurde Lessing Artillerist. Er war nicht der ideale preußische Soldat (wie auf dem Carolinum nicht die Zierde der Klasse), aber der beste Richtkanonier der Batterie und schnitt bei dem Regimentssportfest als bester Richtkanonier des ganzen Regiments ab. Dieser Erfolg wurde mit einer Plakette und einem Buch über historische Uniformen honoriert. Die Plakette gab keine Initialzündung, das Buch aber weckte Interesse für Uniformdarstellungen. So sammelte ich als Student Stiche und Lithographien der Uniformen früherer Zeiten, und als es die finanziellen Verhältnisse nach dem Kriege erlaubten, wurde die Sammlung weiter ausgebaut. Heute kann ich behaupten, daß sie recht umfangreich geworden ist und viel Freude bringt. — Dr. F. Rosenthal: Was immer ich über Alexander von Humboldt finde, zieht mich mit besonderem Interesse an (Heft 53). Ich sehe der Fortsetzung von Annaliese Wagners Aufsatz mit Interesse entgegen, besonders der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, wo Jacobs Intendant war. Das werden nun schon 50 Jahre! Wie unglaublich ich doch in meinem Denken mit dem Carolinum verwachsen geblieben bin. Heute trafen Willi Corduas Weihnachtsgrüße vom 2. 12. und gleichzeitig die Mitteilung von seinem Tode ein, den ich aufrichtig bedaure. — Hans Hittenkoper (Jokkmokk): Auf unseren jährlichen Reisen gen Süden versäumen wir nie, alte Freunde und Klassenkameraden zu treffen. Letztlich aßen wir Spargel in der Sonne in Northeim und bedauerten nur, daß Hackers nicht von der Partie waren. — Der Zeitraum völliger Dunkelheit ist bei uns bereits eingetreten (15. 12. 69), und wir sehen mit Vergnügen dem 21. 12. entgegen, wo und wenn sich unsere Rotationsachse wieder aufrichtet. Wir wollen die völlige Dunkelheit nicht dramatisieren, erstens sind wir daran gewöhnt, und zweitens sind wir derart elektrifiziert, daß wir eine Weile der Sonne entsagen können, sie macht alles wieder gut im Sommer. — Dr. Friedrich Rosenthal (Californien): Ich gedenke dankbarst aller unserer Lehrer von der Nona an bis zu Duncker, mit einer Ausnahme. — Hermann Brunswigs Aufsätze lese ich stets mit allergrößtem Interesse. Ich bewundere seine klaren Gedankengänge, sein Ver-



Ord. Köhler.

1. Bank: Reichelt, Müller, Stark, Jenner jun., Springborn, Hamann.
2. Bank: Unterstein, Pinnow, Heise, Wildberg, Berg, Schuld.
3. Bank: Rütz, Clemens, Schwartz, Schmidt, Thiel, Cumm.
4. Bank: Schliephake, Frese, Bruhns, Schultz II.
5. Bank: Schulz I, Schimanski, Putscher.



Quinta II 1908  
Oberlehrer Köhler  
von unten links:

1. R.: 1. Helmut Horn  
4. Leopold Zöllner
2. R.: 1. Helmut  
Kurtzisch  
2. Otto Putzierer
3. R.: ganz rechts  
Karl J. Praefcke

Wer kennt die übrigen Namen?



Klassenausflug VIII Sommer 1940, Realgymnasium

Das Bild zeigt vom Beschauer aus von links nach rechts: stehend Herbert Sander, Richard Schmoldt, Roddewig (Lychen), Joachim Siebert (Strelitz-Alt), Häcker, Max Sturm (Fürstenhagen), Hermann Klotz, Harald Reich, Kurt Krüger, Peter Wäsch, Heinz Lohmeyer, sitzend Rainer Musch, Erich Näther (Strelitz-Alt), Studienrat Kirchner, Hans Ballstädt, Reinhard Kahtz (Fürstenberg), Joachim Schalow (Thurrow), Bernhard Lau (Feldberg), Helmuth Jacques (Rechlin), vorne liegend Günter Tramm und Arthur Hermann (Rechlin).

An dem Ausflug nahm noch teil Kurt Berkholtz (Blankenförde); weiter gehörte auf jeden Fall der Klasse an Hülsmann (Alt-Thymen).



Oberprimaner des Realgymnasiums

ständnis für Menschen einer anderen Generation und einer anderen Art. Seine Beiträge gehören zu den wertvollsten und werden die Zeiten überdauern. — Fritzi Massary, einst die Königin der Operette am Metropoltheater in Berlin, ist hier mit 87 Jahren gestorben. Unter Furtwängler (!) spielte sie in der Fledermaus. — Dr. Fritz Hagemann: Das Frankenthal ist ein Wunder an schöner deutscher Landschaft. Wertvolle Gedichte über die Fränkische Schweiz hat im 19. Jahrhundert Viktor von Scheffel geschrieben. Er war meist in Gössweinstein. Der Ort liegt hoch über dem Wiesenthal und besitzt eine herrliche Wallfahrtskirche von Balthasar Neumann. — Dr. Conrad Kalkschmidt: Direktor Dr. Illmann zitierte auf dem Abiturientenkommers aus Horaz die Worte „Dulce est desipere in loco!“ und wollte sie übersetzt haben: Es ist schön, von Zeit zu Zeit über die Stränge zu springen. — Hermann Brunswig: Dr. Schöps hat hier seine Tournee beendet und überall großen Eindruck gemacht. Seine Schriften sind religionsgeschichtlich hoch interessant. Er selbst ist ein bescheidener kluger Mann, von echtem Humanismus beseelt, modern, aufgeschlossen und von umfangreichstem Wissen. — Fritz Ramin: Wenn wir auf unseren Spaziergängen über verschneite Täler und Bergeshöhen blicken, läßt sich ahnen, daß wir dem friedlichen und verheißungsvollen Weihnachtsfest sehr nahe sind. Leider sieht die Welt nicht so aus, als ob die Menschheit die Bedeutung dieses Ereignisses begreift. Moral und Pflichtbewußtsein haben einen derartig schlechten Ruf erlangt, daß einem bange wird um die Zukunft. Aber wir alten Menschen wollen uns unsere alten Ideale nicht zerstören lassen. — Hermann Rössler (Canada): Gotsmanns Zeichnung vom Bullenstall bei Neustrelitz ist für mich nicht ohne Romantik, denn oft bin ich dort vorbei um den Zierker See gelaufen. Der Artikel von Johannes Overbeck über Lübtheen ist, wenn man sich die richtige Zeit nimmt, sehr gemütvoll und hochinteressant, gerade auch was die Ableitung der germanisierten slawischen Namen betrifft. Erfreulich, wie hier aus einem Aschenbrödel eine kleine Prinzessin entsteht. — Alfred Dedow: Die im Heft enthaltene Besprechung der Bücher „So gingen wir fort“ und „Mauern im Strome der Zeit“ gaben mir Anregung zu deren Beschaffung. Im ersten fand ich meine in der von uns Alten erlebten turbulenten Zeit des Umsturzes oftmals gemachte Äußerung bestätigt: „Im eigenen Leid schau unter dich!“ Das zweite Buch hat für mich nicht minderen Wert, ist doch der Verfasser jener Tagebuchaufzeichnungen ein einstiger Regimentskamerad von mir aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Ich bin zuzogegen Seit an Seit den Aufzeichnungen des damals noch sehr jungen Alvensleben gefolgt. — Günter Tramm: Zum Bild des letzten Schulausfluges im Sommer 1940 zum Plauer See, Klassenlehrer Studienrat Kirchner, noch einige Worte. Wo sind sie geblieben, die etwa 20 jungen Menschen? Gefallen (vermißt): Sander, Schmoldt, Sturm, Wäsch, Musch, Ballstädt. — Schicksal mir nicht bekannt: Näther, Kahtz, Schalow, Berkholtz, Häcker. — Bürger der DDR sind: Klotz, Dipl.-Ing. in Schwerin, Lau, Molkereileiter in Feldberg, Hülsmann, Pastor. — In der BRD leben: Siebert, Rechtsanwalt in Oldenburg, Reich, Dr. med., Buchholz in der Nordheide, Krüger, Zollbeamter in Bremen, Lohmeyer, Regierungsrat in West-Berlin, Tramm, und Hermann. — F. Kunze: Mein Schwiegervater, Herr Wilhelm Cordua ist aus seinem Mittagsschlaf am 6. 12. 69 nicht wieder aufgewacht. Wir fanden ihn, als ob er noch schlief. Er ist ganz ruhig und ohne Kampf in die andere Welt hinübergegangen. In den letzten Wochen hat er noch mit Hilfe seiner Tochter allen seinen vielen Freunden einen Weihnachtsgruß geschickt. — Otto G. Sickert: Ich bin nun schon seit Anfang 1927 in USA und wohne in Cranford, New Jersey, ca. 20 Meilen westlich von N. Y. City. Verheiratet, habe zwei Söhne. Der jüngste ist Luth. Pastor und Magister, der älteste ist „assistant“ Superintendent einer staatlichen Korrektionsschule und studiert Soziologie. Meine Frau ist eine Amerikanerin. [Unser Caroliner Otto G. Sickert hat eine Reihe von Spitzenstellungen bekleidet, in erster Linie bei der Weltfirma Singer, aber auch in anderen z. T. kulturellen Zweigen. So war er auch Präsident in der Philharmonischen Gesellschaft in Elisabeth und Vorsitzender des Amerikanischen Roten Kreuzes. Aber auch heute noch stellt er sich für ähnliche humane Zwecke zur Verfügung.] — Heinz Schondorf (Brixen): Unser liebes „Carolinum“ ist nicht nur eine historisch-literarische Zeitschrift, sondern ein Band, das freundschaftliche Fäden, die durch die Ereignisse und die Zeit zerrissen wurden, wieder neu knüpft, und eine Brücke, über die wir wieder in unsere Jugendzeit gelangen können. Oft könnte das Motto lauten: „Alles Getrennte findet sich wieder“. — Ich selbst bin nun im Ruhestand, arbeite aber vormittags in der Bibliothek des Bischöflichen Priesterseminars und bleibe so meinen geliebten Büchern verbunden.

---

Um die nicht unerheblichen Unkosten unserer 175-Jahr-Feier decken zu können, sind uns weitere Spenden sehr erwünscht.



Obersekunda 1913/14 in Hohenzieritz (?)

Walter Richard Friedrich  
 Rossow Hinrichs Bohmhammel

Wolff

Werner Walter  
 Müller Berckholtz

Fritz Richard Fritz Spiegelberg  
 Wagner Hartmann Förster Ramin

Helmut Hans Fischer Fritz Werner  
 Biermann Wilda Vathje Lembke Meltz Lewerenz

Weitere Klassenbilder folgen im nächsten Heft,  
 das im Winter 1970/71 erscheint



Studienrat  
Hermann Kootz

Jochen Drews	Jochen Bull	Harry Kurz	?	Heinz (?)	Werner Bärens
?	Karl-Heinz Harnisch	Gerhard Haase	Beschorner	Lübke	Gerhard Fuhrmann
Pieroth	Erich Krüger	Karl-Heinz Müller	Klaus v. d. Decken	Behrends	?
	Hans-Joachim Kerber	Eberhard (?) ?	Hans-Ludwig Krasemann	Paul Kietzmann	Rieckhoff (?)
		Franck	?	?	?
			Woykowsky	Hamann	
		?	v. d. Recke		
	Jürgens		?	Otto Berg	Siegfried Krause
	Karl-Heinz Meier		?	Hans-Dieter (?)	Wilhelm Hartert
			Betke (?)	Koszminski	

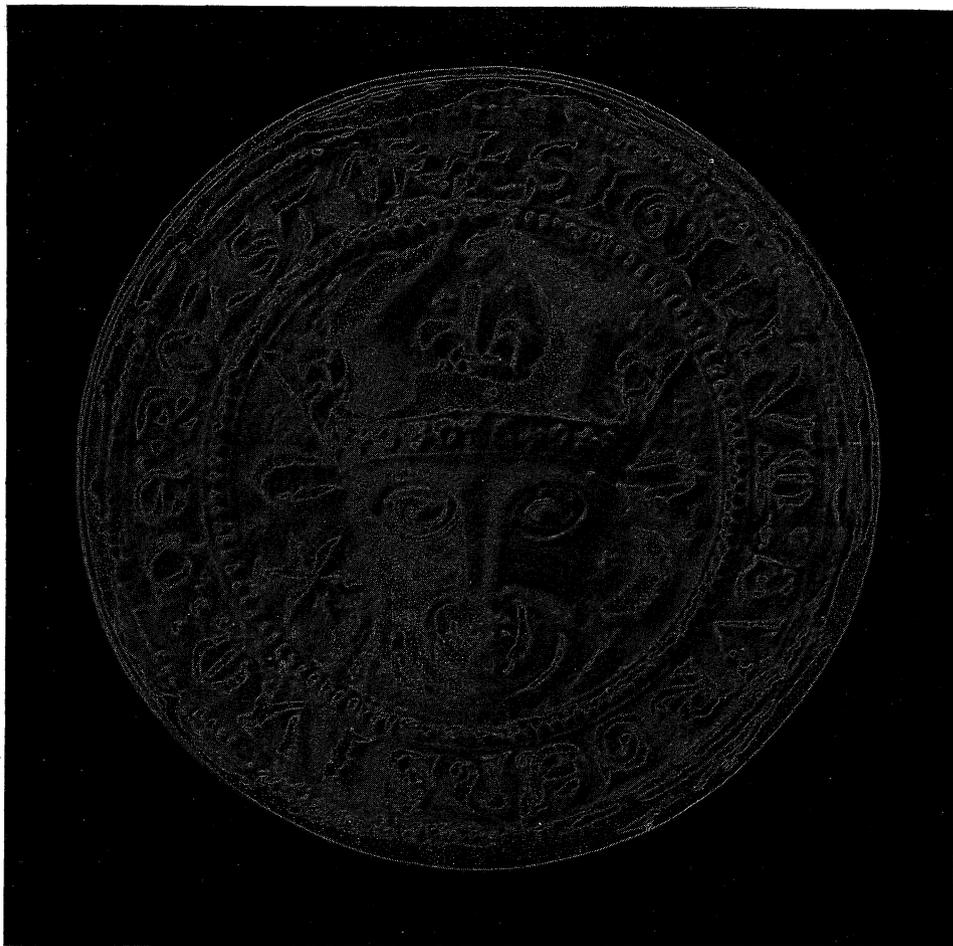
Wer kennt Klasse und Jahr?



---

Karl Pagel

# MECKLENBURG



Biographie eines deutschen Landes

1969. 254 Seiten, Leinen 24,- DM

---

Vandenhoeck & Ruprecht

Seit fünfzig Jahren ist keine Geschichte Mecklenburgs geschrieben worden. Zwar sind Monographien verschiedenster Art erschienen und in den dreißiger Jahren auch ein paar Sammelbände unterschiedlichen Ranges. Eine Darstellung aus einheitlicher Sicht ist seit langem ein Desiderat.

Das Buch, das Karl Pagel vorlegt, dessen Werk „Die Hanse“ bereits in 4. Auflage erschien, ist keine Geschichtsdarstellung alten Stils, die sich an der Dynastie — bekanntlich eines der ältesten Fürstenhäuser Europas — orientiert, sondern, wie es der Untertitel deutlich macht, eine Biographie — eine Beschreibung des deutschen Lebens in Mecklenburg. Ihr „Held“ ist in den Jahrhunderten ihrer Entwicklung das Mecklenburger Land und Volk, kein strahlender Held, sondern eher ein leidender, ein vielgeprüfter, der alle Prüfungen bestanden hat — bewehrt mit einem unzerstörbaren und unverwechselbaren Humor, wie alle Welt seit Fritz Reuter weiß. Der Leser wird das in der Darstellung des Verfassers nicht übersehen.

Das will aber nicht so verstanden sein, als wäre der Entspekter Bräsig „der mecklenburgische Mensch“. Das Schlußkapitel des Buches *Summa: Der Mecklenburger* ergibt eine kaleidoskopartige Spiegelung des mecklenburgischen Wesens: Aussagen und Auffassungen von Zeitgenossen und Landsleuten — und zugleich eine Art Bestandsaufnahme über den Beitrag Mecklenburgs zum gesamtdeutschen Kulturbesitz, bekannte und unbekannte Namen und Beispiele: Joh. Heinrich Voß, Heinrich Schliemann, Graf Schack, John Brinckmann, Heinrich Seidel, Adolf Wilbrandt, Burgtheater-Direktor in Wien und erfolgreicher Dramatiker; Ernst Barlach hat in Güstrow seine Werke geschaffen, und der große Bernt Notke stammt aus einem Dorf, einen Steinwurf weit von der lauenburgischen Grenze. Die Malerfreunde Friedrich Georg Kersting (geboren in Güstrow), Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge kommen aus dem mecklenburgisch-pommerschen Grenzgebiet. Meister der Politik und der Kriegskunst stammen aus der mecklenburgischen Heimat.

Das Inhaltsverzeichnis zeigt den Aufbau der Darstellung, die sich durch eine klare und präzise Sprache auszeichnet. Aus der Summe der thematisch abgegrenzten Abschnitte entsteht vor dem Leser ein umfassendes Bild der mecklenburgischen Geschichte, ein Bild des mecklenburgischen Lebens.

Eine schier unübersehbare Stoffmenge ist durch strenge Auswahl und Umfangsbegrenzung zu einem handlichen Buch geworden, dessen Lektüre sich auch eilige Leser leisten können.

---

*Textprobe*

---

Ein Privileg, von besonderer Bedeutung, das sich die eingeborene und rezipierte Ritterschaft, ein Teil also nur, bewahrt hatte, waren die Klöster. Die Klöster Dobbertin, Malchow und Ribnitz. Sie waren nach der Säkularisation, bei der Beuteverteilung, von der Ritterschaft beansprucht worden; weil ihre Vorfahren Schenkungen an Klöster gemacht hätten, und sie waren der Ritterschaft, dem Adel, zugesprochen worden, im Laufe der Entwicklung aber nur vom eingeborenen und rezipierten Adel genützt worden. Seitdem verteidigte Generation auf Generation ihren Besitzstand. Gegen die neuen Ritter, adlige oder bürgerliche. Eingeborener Adel — das waren die alten Familien die im 16. Jahrhundert im Lande angesessen waren. Rezipierter Adel — das waren die, die später zugezogen waren, soweit sie ihr Eintrittsgeld in den Kreis der Eingeborenen gezahlt hatten.

Wir haben schon erwähnt, daß die Klöster den unverheirateten Töchtern des Adels eine Pfründe sein sollten und auch waren. 1910 gibt der Staatskalender für Mecklenburg-Schwerin folgende Auskunft: von den Fleischtöpfen Dobbertins nährten sich 245 mecklenburgische Jungfrauen, an denen Malchows 142, in Ribnitz 68. Kaum zu fassen, daß der mecklenburgische Adel einen so hohen Frauenüberschuß aufzuweisen hatte. Hatten etwa die im Lande bleibenden Männer sich Frauen aus dem Auslande genommen? Oder liegt es an dem hohen Export mecklenburgischer Jünglinge, die ihre Heimat verließen, um ihr Glück in anderen Ländern zu finden?

In beiden Klöstern gab es vier Stufen der Beteiligung: volle Geld- und Natural-Hebung, volle Geld-Hebung, halbe Geld-Hebung, viertel Geld-Hebung. Der Staatskalender nennt uns auch die Namen der Empfängerinnen — und da finden wir denn Namen, die unter dem Erbvergleich stehen und schon unter dem Unionsvertrag von 1523: Bassewitz (16), Maltzan (18), Blücher (23), Oertzen (28), Bülow (43).

Es sind auch ein paar bürgerliche Damen dabei — Bürgermeisterstöchtern, denen man ein paar Plätze eingeräumt hat (weil ja auch die Städte Schenkungen an Klöster gemacht hatten). Es sind wenig mehr als 5 Prozent der Plätze für die bürgerlichen Jungfrauen in den Klöstern. Ihre Namen stehen jeweils am Ende der Liste. Ein solches Verhältnis ist wohl „angemessen“. Es wäre aber eine Übertreibung, wollte man sagen, das sei auch das Verhältnis von der Ritterschaft zur Landschaft.

Die Leitung der Klöster lag in der Hand von Äbtissinnen. Nach der Reformation hieß die Äbtissin Domina. Im Staatskalender von 1910 — oder unter anderen Angaben in der Strelitzer Ausgabe für 1905: „im Jahre 5854 seit Erschaffung der Welt“ — liest man die Namen der drei regierenden Damen. Die Domina von Dobbertin heißt Auguste von Bassewitz, die Domina von Malchow heißt Eleonore von Bassewitz, die Domina von Ribnitz heißt Ina von Bassewitz.

Die Männer gingen nicht ganz leer aus, ihre Beteiligung an den Pfründen geschah in Gestalt der Klosterhauptleute und der Provisoren. Diese Ämter wurden durch die eingeborene Ritterschaft solchen Standesgenossen gegeben, die ihre Vermögensverhältnisse zu ordnen hatten.

---

## INHALT

### I. Praefatio

Der Autor und sein Buch

### II. Mecklenburg um 1900

### III. Fakten und Probleme

#### a) Die Siedelung

Exkurs: Die Wenden

#### b) Die Dynastie und der Adel

#### c) Der Ständestaat

Exkurs: Verfassungsprobleme

#### d) Die Bauern

#### e) Die Städte

#### f) Große Politik

#### g) Summa: Der Mecklenburger

Exkurs 1: Neu und Alt am Beispiel Heimatrecht

Exkurs 2: Das Plattdeutsche

### IV. Epilog

Exkurs: Geschichte

Literaturverzeichnis

---

*Zu beziehen durch:*